

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 146 (1978)
Heft: 31-32

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

31-32/1978 146. Jahr 3. August

Der Mensch unterwegs

Eine Besinnung zur Ferienzeit von
Paul Josef Cordes **461**

**Ernesto Togni - Bischof von Lu-
gano** Der neue Bischof von Lu-
gano wird vorgestellt von Kanzler
Giuseppe Bonanomi **462**

**Christliche Existenz im Kontrast
oder im Kontext der Neuzeit?** Die
Schriften aus dem Nachlass von Ro-
mano Guardini fassen sein Gesamt-
werk zusammen. Zu dessen Bedeu-
tung für heute äussert sich
Kurt Koch **463**

**Stimme, aber wirksame Verkündi-
gung**
Markus Kaiser **468**

**Christliche Botschaft und sozialkri-
tischer Film**
Werner Zurfluh **469**

Berichte **471**

**Neubelebung kirchlich-liturgischen
Brauchtums**
Alberich Altermatt **472**

Amtlicher Teil **473**

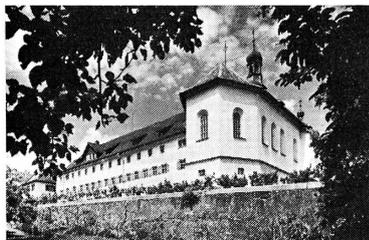
Hinweise **474**

Neue Bücher **474**

Fortbildungsangebote **475**

Frauenklöster in der Schweiz

Kloster «St. Maria vom guten Rat»
auf Notkersegg, St. Gallen [Kapu-
zinerinnen]



Der Mensch unterwegs

Der erste Urlaubstag – endlich! Schon lange war der Tapetenwechsel fällig. Ab heute darf der Alltag vergessen werden, Terminkalender, soziale Kontrolle und viele andere beengende Bindungen: Die graue Raupe streift ihre Erdschwere ab und lässt sich als Schmetterling vom Wind hinwegtragen.

Ferien bedeuten für manche den Ausbruch. Sie bringen den ersehnten, möglichst totalen Schnitt. Bislang gültige Orientierungspunkte verschwimmen. Alles erscheint um so verlockender, je mehr Vergessen es schenkt – «Ferien vom Ich».

Dann aber sind diese Tage Hinweis auf Fluchtabsichten. Die Vitalität der Personmitte geht zur Neige. Zerstreuung soll die «Lebens-Ebbe» auffüllen. Die Frage nach dem Sinn der eigenen Existenz bleibt offen; seine Unvertretbarkeit verdunkelt sich. Der Mensch fällt in die Leere.

Also soll man die Pantoffeln niemals ausziehen, den Platz «hinterm Ofen» nicht verlassen? – Dann bliebe der Prozess der Selbstentfremdung nur verborgen. Und die regenerierende Kraft der Bewährung im Unge-
wohnten würde verscherzt. Das Leben verdichtete sich nicht zum Erlebnis.

Darum kann nur gewinnen, wer auf Erfahrung setzt. Er durchfährt die Schöpfung und die Landschaft des eigenen Herzens. Spuren sind erkennbar, neue werden eingepägt. Begegnungen sind der Schlüssel: der Gehalt von Vergangenen eröffnet sich; Künftiges wird sich besser einordnen lassen.

Urlaubszeit prüft die Treue – eine schöpferische Treue, die nicht die blossе Konservierung des Bestehenden will. Zusagen der Liebe und Freundschaft haben sie grundgelegt; dann muss sie wachsen in der Zeit. Und sie fragt: Sind die alten Versprechen noch gültig? Ist das Seil intakt hin zu denen, die mich halten, wenn ich strauchle; die mich brauchen, wenn ihre Standfestigkeit nachlässt? Brennt die erste Liebe noch?

Wer wagt das wahrhaftige Ja? Unsere Gesellschaft ist nicht geprägt vom Treue-Siegel. Philemon und Baucis spiegeln kaum das gängige Verhalten – sie, an deren rückhaltlose Verbundenheit die «ewigen Eichen» den antiken Menschen erinnerten. So weiss auch der Christ von heute um die Gefährdung seiner Treue. Beständigkeit haben wir nicht in uns. Sie wird uns zuteil, wenn wir unsere Wurzeln festmachen im Erdreich der Treue Gottes.

Denn ER ist treu. Jahwe bleibt in einer Welt der Untreue der «treue Gott» (Ps 31,6). Seine Zusagen sind unumstösslich (Hos 11), sein Heilswille reuelos (1 Kor 1,9), seine Erwählung und Gnade ohne Widerruf (Röm 11,29). Er erfüllte seine Verheissungen und sandte seinen Sohn, der uns Zeuge der göttlichen Treue ist (Apk 1,5 u. ö.).

Und masslos wird das Vertrauen für den, der mit den Augen des Glaubens auf die eigene Lebenswanderung blickt; denn er entdeckt die

anwesende Treue Gottes. Wie es Helmuth James Graf von Moltke kurz vor seiner Hinrichtung in Plötzensee an seine Frau schrieb: «Ich habe ein wenig geweint, eben, nicht traurig, nicht wehmütig, nicht weil ich zurück möchte, nein, sondern vor Dankbarkeit und Erschütterung über diese Dokumentation Gottes. Uns ist es nicht gegeben, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber wir müssen sehr erschüttert sein, wenn wir plötzlich erkennen, dass er ein ganzes Leben hindurch am Tage als Wolke und bei Nacht als Feuersäule vor uns hergezogen ist, und dass er uns erlaubt, das plötzlich in einem Augenblick zu sehen. Nun kann nichts mehr geschehen...»

Paul Josef Cordes

Kirche Schweiz

Der neue Bischof von Lugano, Mgr. Ernesto Togni

Man hat mich gebeten, den neuen Bischof von Lugano vorzustellen; ich werde mich darauf beschränken und von theologischen und geschichtlichen Ausführungen über die Gestalt und Funktion eines Bischofes absehen.

Ich habe Ernesto Togni in den Seminarjahren kennengelernt, habe aber nur wenige persönliche Erinnerungen an ihn. Er war 1937, vier Jahre nach mir, ins Seminar eingetreten. Da aber damals in den Priesterseminarien das recht streng gehandhabte Regime der Trennung zwischen den drei ersten Klassen des Gymnasiums und der vierten und fünften, zwischen dem Gymnasium und dem Lyzeum und zwischen dem Lyzeum und der Theologie bestand, waren infolge eines Altersunterschiedes von ein paar Jahren die Studenten in verschiedene Welten versetzt, so dass gemeinsame Erlebnisse rar waren.

Dass der junge Student Togni mit Fleiss und Erfolg studierte, bezeugt der Umstand, dass er die – damals aussergewöhnliche – Erlaubnis erhielt, das Theologiestudium an der Universität Gregoriana zu Rom zu absolvieren. Nur gesundheitliche Schwierigkeiten hinderten ihn, den Universitätskursus abzuschliessen.

Am 7. Mai 1950 wurde er zum Priester geweiht. Am 6. Oktober 1926 als neuntes von elf Kindern geboren, war er damals noch nicht ganz vierundzwanzigjährig. Seine Familie (der Vater besass einen Granitsteinbruch; die Mutter lebt noch und ist

jetzt neunzigjährig) stand in Beziehung mit der Familie von Bischof Angelo Jelmini (1935–1968), der im gleichen Haus seine Jugend verbracht hatte und in väterlichem Wohlwollen E. Togni die Priesterweihe in der Kirche seines Heimatdörfchens Brione Verzasca erteilen wollte. Aus diesem Örtchen im Verzascatal stammte übrigens ein weiterer Bischof des Tessins, Mgr. Aurelio Bacciarini (1927–1935), dessen Seligsprechungsprozess eingeleitet ist.

Don Ernesto Togni hätte gern das Universitätsstudium abgeschlossen, doch der Bischof berief ihn als Subregens (für die Gymnasialabteilung) und als Lehrer (sein Lieblingsfach war Mathematik) ans Seminar. Als 1957 das Collegio Pio XII zu Breganzona eröffnet und dieses neue Knabenseminar vom Priesterseminar vollständig getrennt wurde, ernannte man ihn zu dessen Regens. Die Trennung war nicht so sehr wegen Mangel an Raum, sondern vor allem aus pädagogischen Erwägungen nahegelegt worden. Von dieser Lebensperiode des neuen Bischofs schreibt das «Giornale del Popolo» vom 19. Juli: «Die Ausbildung der jungen Menschen, die den Weg zum Priestertum einschlagen wollen, war während vieler Jahre seine beständige Aufgabe. Er übernahm sie und führte sie aus in dem Geist der Hingabe, der Liebe, des Verständnisses, der für die «Erzieher», die diese Bezeichnung verdienen, charakteristisch ist. Unter denen, die in ihrer Jugend durch das Seminar von Lugano gegangen sind, liesse sich wohl kaum einer finden, der sich seiner nicht nachhaltig erinnern würde.»

Als 1968 auf Mgr. Angelo Jelmini Bischof Giuseppe Martinoli folgte, äusserte Don Togni den Wunsch, eine Pfarrei zu übernehmen, und so übergab man ihm am 30. September 1969 die Doppelpfarrei von Tenero und Contra.

Was hat Don Togni als Pfarrer geleistet? Nichts Aussergewöhnliches, aber er hat alles, was seine Aufgabe verlangte, gut ausgeführt. Dies beweisen die ersten Reaktionen der Einwohner von Tenero und Contra und des Heimatdörfchens, in das er in freien Augenblicken oder in den Ferien immer wieder zurückgekehrt ist.

Die Pfarreiangehörigen geben ihrer Freude und Genugtuung darüber Ausdruck, dass ihr Pfarrer zum Bischof von Lugano ausersehen worden ist. Sie halten ihn für «äusserst würdig» für dieses Amt und erblicken in ihm «den Bischof der kommenden Generation», weil er sich ganz besonders der Jugend annimmt; sie bedauern es aber auch, dass er inskünftig nicht mehr ihnen allein gehört. Die Jugendlichen und die Kinder standen im Zentrum seiner Seelsorgerätigkeit; ihnen widmete er sich



im Religionsunterricht und in Jugendvereinen (z. B. bei den Pfadfindern). Eine von ihm gefeierte Jugendmesse wurde vom Tessiner Fernsehen ausgestrahlt. Infolge seines besonderen Interesses für die Jugendseelsorge wurde er letztthin zum Verantwortlichen für die katechetische Unterweisung in den Volksschulen des Vikariates Locarno und zum Mitglied des Katechetischen Diözesanrates gewählt.

In einem kurzen Interview am Radio Monte Ceneri hat der jetzige Pfarrer von Brione Verzasca gesagt, er habe Don Togni in der Clinica S. Chiara in Locarno kennengelernt; dieser habe die ihm bekannten Kranken oft besucht. Auch dies war für die Seelsorge von Pfarrer Togni bezeichnend: er ging den Kranken nach, um ihnen den Trost des Gotteswortes und die Sakramente der Kirche zu bringen.

Das Tessinvolk erwartete einen Bischof, der sich eifrig der Seelsorge hingibt, sich in der Glaubenslehre und Verwaltungsarbeit auskennt und so klug zu führen weiss. Es erwartete nicht ein Genie auf diesem oder jenem Spezialgebiet, sondern einen Seelsorger für alle und alles, der auf sämtlichen Feldern sein Bestes leistet und so das Wirken seiner Vorgänger, vor allem das von Mgr. Giuseppe Martinoli, würdig weiterführt.

Wir haben vom Seelsorger Don Togni gesprochen. Sagen wir nun noch etwas über ihn als Theologen. Er ist dies zwar nicht im fachtechnischen Sinn des Wortes, hat aber, vor allem anlässlich der Synode 72, bewiesen, dass er theologisch gut gebildet ist. Vom Klerus des Vikariates von Lo-

carno zum Synodenmitglied gewählt, war er Mitglied der COSPE 4, der Sachkommission zur Vorbereitung des Dokumentes über die Kirche – eines Dokumentes, über das man viel diskutierte und worin sich der Wunsch nach einer Erneuerung der Strukturen und der Haltung der Kirche geltend macht. Da ich als Sekretär an der ganzen Synodenarbeit teilgenommen habe, war ich Zeuge, wie Don Togni in Augenblicken besonderer Spannungen den Vermittler gespielt hat. In den ersten Sessionen ergriff er fast nie das Wort. Man stand noch in der Phase der ersten Lesungen; er schien damit beschäftigt, die Sachlage zu studieren. Er begann mit kurzen Voten in der dritten Session; dann fasste er Mut und schlug wiederholt Präzisierungen vor. Obwohl ich mich der Kürze befleissen muss, möchte ich doch sein Eingreifen in die Diskussion über das Sakrament der Busse bei den Kindern erwähnen, weil sich darin sein Eifer als Seelsorger und sein pädagogisches Geschick als Erzieher zeigt. Er sagte: «Einer der Gründe, weshalb es heute an Berufungen fehlt, liegt vielleicht darin, dass man nicht mehr die Möglichkeit hat, Knaben durch die Beicht Schritt für Schritt zu einer wachsenden Grossmut dem Herrn gegenüber zu bringen bis zur Ganzhingabe an ihn» (Protokoll der Dritten Synodensession, S. 79). In den Diskussionen über das Dokument 4 «Die Kirche als Gemeinschaft» war er einer der Aktivsten; er schlug Textverbesserungen vor und machte Anregungen, um das gemeinsame Leben der Priester, die Aufgeschlossenheit für den Dienst der Laien, die Armutshaltung der Kirche und der im kirchlichen Dienst Stehenden zu fördern.

Pfarrer Togni liess sich von seinen Verpflichtungen in der Pfarrei nicht davon abhalten, regelmässig an den Weiterbildungskursen für den Klerus teilzunehmen. Er kam so den Weisungen des Bischofs nach und bekundete sein Bestreben, mit den neuen Entwicklungen auf dem Gebiet der Theologie und Pastoral Schritt zu halten.

Auch auf dem Gebiet der Verwaltung fehlt es Mgr. Togni gewiss nicht an Erfahrung: Er hat während zwölf Jahren ein Kollegium und während neun Jahren eine Pfarrei geleitet. Diese besitzt zwar eine besondere Kommission für die materiellen Angelegenheiten, kann aber nur gedeihen unter dem wachsamem Blick eines Pfarrers, der sich auch in dieser Sparte auskennt.

Als beim Interview, das er am Tag seiner Ernennung den Massenmedien gab, Mgr. Toni gefragt wurde, welches seine Hobbies seien, gab er zur Antwort: «die Musik und die Berge». Die Liebe zu den Bergen hat ihn auf den Gipfel des Monte Rosa und auf weitere Viertausender getrie-

ben. Es fehlt ihm somit nicht an Kraft, andere Hindernisse zu überwinden, die sich nicht nach Metern berechnen lassen, sondern Einsatz, Hingabe, Leiden, Gebet und Busse verlangen. Seine «Lieblingsmusik» werden von nun an die Stimmen des Tessinervolkes sein. Er wird auf den brennenden Wunsch nach Wahrheit und Gerechtigkeit achten, auf das qualvolle Suchen der jungen Menschen nach einer besseren Gesellschaft, auf die Ängste der Kinder, die sich in einer Welt befinden, die ihnen keinen Schutz und keine Lebenshilfe bietet, auf die Klagen der Leidenden, die ein Trostwort erwarten, auf das Verlangen seiner Mitbrüder im Priesteramt, das Reich Gottes erstarren zu lassen.

Mgr. Ernesto Togni muss somit sein Versprechen halten: «Ich will der Pfarrer für das ganze Tessin sein.» Jeder Bischof hat sein eigenes Gepräge, doch es gibt Züge, die bei jedem da sein müssen. Wir erwähnen zwei davon, die den jetzigen Bischof, Mgr. Giuseppe Martinoli, auszeichnen: ein einfaches, bescheidenes Leben, eine erbauliche Demut. Wir sind überzeugt, dass auch seinem Nachfolger diese Eigenschaften nicht abgehen werden; Beweis dafür war seine erste Begegnung mit dem gesamten Tessinervolk am Fernsehen.

Giuseppe Bonanomi

(übersetzt von August Berz)

Theologie

Christliche Existenz im Kontrast oder im Kontext der Neuzeit?

Konnte *Fridolin Wechsler* im Jahre 1973 feststellen, um Romano Guardini sei es, seit er am 1. Oktober 1968 in München gestorben ist, still geworden¹, so hat sich diese Feststellung in den Jahren danach keineswegs als falsch erwiesen, sondern noch mehr bestätigt. Der grosse katholische Theologe, den man wohl wie niemanden als «Wegbereiter des Konzils»² und als Vorläufer der konziliaren Erneuerung der Kirche bezeichnen darf, und von dessen Werk man sagen konnte, es komme durchaus demjenigen eines «zeitgenössischen Kirchenvaters»³ gleich, scheint weithin ins anonyme Dunkel der Vergessenheit geraten zu sein. Dies mag zunächst gewiss damit zusammenhängen, dass inzwischen eine andere Situation mit eigenen Problemen gegenwärtig geworden ist.

Adäquater erscheint jedoch diejenige Interpretation, welche diese anonyme Vergessenheit darin begründet findet, dass Guardinis Gedankenwelt – auch dort noch, wo sich Kritik erhebt – längst Allgemeingut sowohl das theologischen als auch des kirchlichen Bewusstseins geworden ist, wie es sich insbesondere in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils verdichtet hat. Darin dürfte ja gerade der wohl grösste Dank an einen Theologen bestehen, dass man seine Gedanken nachdenkt – selbst wenn man vergessen haben sollte, wessen Gedanken es eigentlich sind, die man nachdenkt. Es wird aber auch gut sein, wenn dieser im Nachdenken anonyme Dank von Zeit zu Zeit der Anonymität entzogen und explizit ins Wort und zur Sprache gebracht wird: zur Ehre dessen, dem man sich denkend verdankt wie zur ehrlichen Selbstvergewisserung des so dankend Nachdenkenden.

Nachdenkender Dank

Als solcher sich auf seine Herkunft besinnender Dank der dem konziliaren Erbe verpflichteten theologischen Generation lässt sich die Veröffentlichung von zwei Schriften aus dem Nachlass Romano Guardinis verstehen⁴: Einerseits die umfangreiche Wiedergabe von Vorlesungen mit dem Thema «Existenz des Christen», welche Guardini seit etwa 1958 bis zum Jahre 1963 an der Münchner Universität gehalten und welche er selbst noch trotz eigener Bedenken zur Veröffentlichung bestimmt hat; andererseits die in einer Mappe mit dem Titel «Inbegriff der Offenbarung» gesammelten «Einsichten an der Grenze des Lebens» in Briefform aus dem Jahre 1963 bis 1966, deren in Gedanken lebhaft präsenter Empfänger ein vertrauter Pfarrerfreund Guardinis ist.

Der besondere Wert dieser beiden Schriften liegt dabei keineswegs darin, dass die gedankliche Substanz Guardinis erweitert würde, vielmehr darin, dass das ganze Spektrum seines Denkens nochmals zusammenfassend vergegenwärtigt wird.

¹ F. Wechsler, Romano Guardini als Kerygmatischer = Schriften zur Pädagogik und Katechetik 22 (Paderborn 1973) 11.

² W. Dirks, Romano Guardini, in: H. J. Schultz, Tendenzen der Theologie im 20. Jahrhundert (Stuttgart-Olten 1966) 249.

³ Th. Kampmann, Das Geheimnis des Alten Testaments (München 1962) 353.

⁴ R. Guardini, Die Existenz des Christen. Herausgegeben aus dem Nachlass (Schöningh, Paderborn 1976) 520 Seiten, im Text zitiert als: EdC. – R. Guardini, Theologische Briefe an seinen Freund. Einsichten an der Grenze des Lebens. Herausgegeben aus dem Nachlass (Schöningh, Paderborn 1976) 66 Seiten, im Text zitiert als ThB.

Für den Kenner Guardinis, dessen Denken in seinen zentralen Zügen erstmals von Fridolin Wechsler in seiner praktisch-theologischen Dissertation an der Theologischen Fakultät Luzern: «Romano Guardini als Kerymatiker» systematisch dargestellt und aufgearbeitet wurde, dessen Gesamtwerk in gelungener Weise von Hans Urs von Balthasar in einem Durchblick und Überblick, der sich selbst als eine Art «Reiseführer durch das schwer überschaubare Land des Gesamtwerkes» verstehen will⁵, vor Augen geführt wurde, und dessen anthropologisch-theologischen Gedankengänge neuerdings auch in praktischer Absicht, nämlich für die Pädagogik, fruchtbar gemacht worden sind⁶, bieten beide Veröffentlichungen aus dem Nachlass keine wesentlich neuen Einsichten, sondern sie bringen Guardinis bereits früher vorgetragenen Grundoptionen zu einer zusammenfassend-abschliessenden Darstellung.

Wer heute im Vollzug des Nachdenkens weithin anonymen Dank an Guardini explizit zur Sprache bringen will, wird dies aber nur kritisch tun können, und zwar gerade deshalb, weil man nur so der Statur Guardinis gerecht werden kann, der zeit seines Lebens ein «Meister des sokratischen Gesprächs»⁷ gewesen ist und seine Einsicht (zumindest) gedanklich stets im Gespräch mit einem Gegenüber entfaltet hat. Seine in «Die Existenz des Christen» vielfach wiederholten Hinweise auf die Schwierigkeit seines Unternehmens und auf die Gefahr möglicher Missverständnisse und insbesondere sein Zögern hinsichtlich der Veröffentlichung seiner «Theologischen Briefe» zeigen deutlich, wie sehr sich Guardini selbst als Denker auf dem Wege verstanden hat, der deshalb auch existentiell wusste, dass er nie einfach *die* Antwort hatte, sondern stets um für seine Zeit relevante – wenn auch gerade in ihrer Zeitgemässheit doch recht unzeitgemässe – Antworten rang.

Einem Denker von der Grösse Guardinis tut man deshalb gerade dann den denkbar schlechtesten Dienst, wenn man ihn in einem letztlich regressiven Versuch als *die* Antwort von heute repräsentieren und gleichsam als Bollwerk gegen heutige theologische Gehversuche aufrichten will. Seinem Denken, das sich stets um einen lebendigen Brückenschlag zwischen der Grundbefindlichkeit und den Problemen des Gegenwartsmenschen seiner Zeit einerseits und den Grundzügen der biblischen Offenbarung andererseits bemüht hat, ist deshalb nur ein kritischer Dank, der im Nachdenken aus dem Kairos seiner Gegenwart heraus mit Guardini ins Gespräch tritt, kongenial. Insofern wird

man ihm nur so gerecht, dass man ihn nicht einfach bewahrt oder wiederholt, sondern seine auch heute unverbrauchte Aktualität gerade unter den vielleicht dürreren Bedingungen der Gegenwart zu *be-währen* versucht.

Man möge es deshalb dem Rezensenten nachsehen, wenn er hier nicht das grosse Spektrum und den Facettenreichtum von Guardinis Gedankenwelt zur Darstellung bringen oder auch nur durchscheinen lassen kann, sondern dessen Theologisieren vom Problembewusstsein gegenwärtiger Theologie her betrachten zu müssen glaubt. Insofern kann es hier nicht um mehr gehen als gleichsam um ein «Röntgenbild» der Struktur von Guardinis Theologie, dessen lebendige Gestaltung und konkrete Ausarbeitung, gleichsam das «Fleisch», sowieso der Entdeckung des meditierendens und nachdenkenden Lesers der Nachlasschriften überlassen bleiben muss. Es entspricht zudem dem zeitanalytischen und zeitsensiblen Geist Guardinis, wenn hier nur versucht werden kann, die Relevanz von Guardinis Theologie im Kontext neuzeitlichen Denkens zu umschreiben. Deshalb soll in einem ersten Schritt der neuzeitliche Kontext und die damit für die Theologie hervorgerufene Problemsituation kurz vergegenwärtigt werden, um dann auf diesem Hintergrund Guardinis Denken, wie es in seinen Schriften aus dem Nachlass nochmals zusammenfassend entfaltet wurde, zu profilieren.

Ästhetische Identität oder anthropologische Relevanz

Der protestantische Theologe *Dieter Schellong* hat kürzlich in einem instruktiven Aufsatz «Kritik und Bewahrung christlicher Tradition in der Moderne»⁸ das alles tragende und begründende Prinzip des neuzeitlichen Denkens im Primat des Allgemeinen vor dem Besonderen in dem Sinne namhaft gemacht, dass in der Neuzeit das Allgemeine überhaupt die strikte Existenzberechtigung für alles Besondere abgeben soll. Für die Bewahrung christlicher Tradition in der Moderne bedeutet dieser Primat aber eine prekäre Situation, insofern damit für die unverrechnbaren Besonderheiten dieser Tradition kein Platz mehr vorhanden zu sein scheint, etwa für die unableitbare Besonderheit der göttlichen Offenbarung in Israel und in der Lebensgeschichte Jesu. Weil so etwas wie Auferweckung oder die Wundertaten Jesu aus dem Rahmen des Allgemeinen herausfallen und deshalb nur dann zu verstehen sind, wenn diese Besonderheiten nicht einfach einem Allgemeinen nachgeordnet werden, können sie neuzeit-

lich nicht mehr akzeptiert werden. Geltung scheint die christliche Tradition nur insofern für das neuzeitliche Bewusstsein haben zu können, wenn sie sich in das neuzeitlich explizierte übergreifend Allgemeine eingliedern liesse, was zugleich bedeuten müsste, dass sie auf ihre unbedingte Geltung verzichtet und sich etwas noch Höherem, etwas noch unbedingter Geltendem unterwirft.

Da das den christlichen Glauben übergreifende Allgemeine im Sinne eines Rahmens, in den er sich einzuordnen und innerhalb dessen er sich zu legitimieren hätte; eigentlich nur «Religion» als anthropologische, zu allen Zeiten zu allen Menschen essentiell dazugehörnde Konstante heissen kann, hat sich die theologische Reaktion auf diese neuzeitliche Problemkonstellation denn auch auf die Religionsthematik konzentriert. Damit bricht aber innerhalb der christlichen Theologie selbst ein grundsätzlicher Streit auf, der bis in die gegenwärtige theologische Situation nachwirkt: Während etwa die liberale Theologie weitgehend auf das Moment der Besonderheit abgehoben und deshalb den christlichen Glauben wesentlich in den Rahmen der Allgemeinheit von Religion eingeordnet hat, bestand das eigentliche Pathos der Dialektischen Theologie gerade darin, den christlichen Glauben in seiner letztlich nicht mehr delegierbaren Identität und das heisst auch unableitbaren Besonderheit von aller Religion in ihrer prinzipiellen Allgemeinheit zu unterscheiden.

Wie sehr mit dieser kurz angedeuteten Problematik der harte Kern neuzeitlichen Bewusstseins anvisiert ist und wie sehr sich deshalb auch die gegenwärtige Theologie in der Auseinandersetzung mit dieser Spannung von Allgemeinheit und Besonderheit aufbaut, mag ein kurzer Vergleich zwischen der Struktur des grundsätzlichen Denkens von den zwei wohl bedeutendsten katholischen Theologen der Gegenwart zeigen: von Karl Rahner und von Hans Urs von Balthasar.

Weil das eigentliche Anliegen von *Karl Rahner* in dem von tiefer Menschlichkeit

⁵ U. H. von Balthasar, Romano Guardini. Reform aus dem Ursprung = Münchener Akademie-Schriften 53 (München 1970) 8.

⁶ P. Schmidt, Die pädagogische Relevanz einer anthropologischen Ethik. Eine Untersuchung zum Werk Romano Guardinis (Düsseldorf 1973).

⁷ Th. Kampmann, Geleitwort zu: F. Wechsler, Romano Guardini als Kerymatiker (Paderborn 1973) 10.

⁸ In: W. Oelmüller (Hrsg.), Wozu noch Geschichte? = Kritische Information 53 (München 1977) 93–118.

getragenen Versuch liegt, den Christusglauben dem heutigen Menschen nicht als von aussen an ihn herankommende «Indoktrination», sondern im Sinne einer «Initiation» in das tiefste Geheimnis des Menschen als eine dem Menschen in letzter Radikalität eigene Möglichkeit, für die der Mensch von sich aus offen ist, zu erweisen, ist seine transzendental-anthropologische Theologie letztlich als Versuch zu sehen und zu werten, die unableitbare Besonderheit des christlichen Glaubens in ihrer Relevanz für die *anthropologische Allgemeinheit* zu bewahren, wie er sich in der zentralen Formel Rahners verdichtet findet, Christologie sei der Höchstfall von Anthropologie und Anthropologie sei defiziente Christologie. Demgemäss besteht Rahners Ausgangspunkt nicht so sehr und nicht zunächst in der Frage, was die christliche Offenbarung über die Existenz des Christen aussagt, sondern in der Frage, wie sich der Mensch, wenn er auf seine Herkunft und Zukunft, und das heisst auf den von ihm selbst verschiedenen, «Gott» genannten Grund seiner Existenz reflektiert, verstehend erfährt und erfahrend versteht⁹.

Demgegenüber hebt das theologische Denken *Hans Urs von Balthasars* bereits im Ansatz auf das Moment der in sich selbst identischen Besonderheit des christlichen Glaubens ab und baut sich zum vornehmsten als Kritik gegen eine Situierung des Christusgeschehens in einen Rahmen anthropologischer Allgemeinheit auf. Seine Theologie will letztlich nichts anderes sein als die Eröffnung unverstellter Wahrnehmung und «Erblicken» dessen, was sich von Gott her dem Menschen in Jesus Christus darbietet, als die Ermöglichung reiner Wahrnehmung der Christusgestalt in ihrer letzten Unableitbarkeit. Im Insistieren auf der *ästhetischen Identität* des Christusglaubens in seiner Selbstevidenz geht es um die «Schau der Gestalt»¹⁰ Jesu Christi in ihrer unableitbaren Faktizität und gegen jede Allgemeinheit sperrigen Besonderheit.

Diese kurze Kontrastierung der denkerischen Grundstruktur der zwei wohl einflussreichsten katholischen Theologen der Gegenwart kann nicht den Sinn haben, das gegenwärtig wieder neu erwachte Missverständnis zu bestärken, es handle sich hier um ein striktes Entweder-Oder; denn einerseits weiss auch Rahner um die unableitbar-geschichtliche Faktizität des Christusereignisses und ist von daher vor einem Immanentismus geschützt, und andererseits wird doch auch von Balthasars theologische Methode des Scheiterns aller Wirklichkeitserkenntnis an

der Gestalt Jesu Christi nicht jede – wenn auch nur gebrochene – Kongenialität des christlichen Glaubens zur Erfahrungswirklichkeit des gegenwärtigen Menschen bestreiten können, will seine Theologie nicht in einen extremen Offenbarungsextrinsizismus ableiten. Die Gegenüberstellung der beiden zwar nicht alternativen aber in ihrer dialektischen Komplementarität doch verschieden akzentuierten theologischen Grundtypen hat vielmehr nur den Zweck, Guardinis theologisches Denken gleichsam im Spiegel gegenwärtiger Theologie konturieren zu können.

Schau der lebendig-konkreten Gestalt der Selbstoffenbarung Gottes in Christus

Geht man von einem an zentraler Stelle ausgesprochenen Grundsatz Guardinis aus, dürfte eine Situierung seines theologischen Denkens nicht schwer fallen: «Dort, wo sonst der Allgemeinbegriff steht, erscheint eine geschichtliche Person.»¹¹ In diesem Wort ist gleichsam das ganze theologische Programm Guardinis verdichtet: in dem durch die neuzeitliche Problemsituation hervorgerufenen theologischen Streit um den Primat von Allgemeinheit und Besonderheit geht es Guardini zentral um die wahrnehmende Darstellung der reinen und unableitbaren christlichen Offenbarungsgestalt in ihrer Besonderheit und von daher um «Deutung unserer Existenz von der Offenbarung her» (ThB 19): Jesus Christus als die konkretlebendige Gestalt der Selbstoffenbarung Gottes in ihrer Selbstevidenz – das ist die Kurzformel von Guardinis Denken, wie sie in von Balthasars Theologie konsequent und systematisch ausgearbeitet worden ist, was nur schon ein kurzer Blick auf von Balthasars Arbeit über Guardini bestätigt, insofern seine Darstellung Guardinis durchaus auch als Selbstdarstellung gelesen werden könnte.

Wie aber versteht sich solche die Besonderheit der christlichen Offenbarungsgestalt wahrnehmende Theologie selbst konkret? Guardini umschreibt sie in der Einleitung zur Schrift «Die Existenz des Christen» als «Existentielles Denken», und das meint eine «Erkenntnishaltung, in welcher die betreffende Einsicht aus dem eigenen Dasein hervorgeht und wieder in es einmündet» (EdC 8). Diesem existentiellen Moment in der verstehenden Wahrnehmung der Offenbarung nachdenkend zielt Guardinis Grundfrage auf die Art und Weise, wie sich der Mensch als Glaubender in seiner Welt vorfindet, konkret: «Wie ist die Existenz dessen geartet, der auf den Anruf der Offenbarung durch den

Glauben antwortet; der mit diesem Glauben ernst zu machen sucht, und in dem Masse, als er das tut?» Diese Grundfrage konkretisiert sich dann in den folgenden Fragen: «Wie findet der Glaubende sich selbst im Dasein vor? Welche Werte erschliessen sich ihm? Von welchem ersten Anfang geht seine Lebensbewegung aus, und wohin richtet sie sich? In welchem Verhältnis steht er zur Welt, zum andern Menschen, zu den Inhalten des Lebens? Ja schliesslich: wie ist das Grundfaktum des Daseins, der Seinsakt selbst, bei ihm geartet?» (EdC 9–10).

Die fundamentalste Antwort Guardinis auf alle diese Fragen besteht im Gedanken des Personseins, und zwar des Personseins Gottes wie des Personseins des Menschen: *Gott* als Person, als der «Ich-bin», als Herr und Schöpfer, der in keinem Weltgrund aufgeht, aber gerade deshalb die Welt «im Ernst» liebt, und zwar so sehr, dass sogar der grösste und tiefgehendste Abstand zwischen Gott und Mensch, nämlich die Sünde, Geschichte Gottes sein kann: als Gottes «Schmerz» (ThB 25); dementsprechend die *Welt* als «Werk» und keineswegs als aus sich selbst bestehende Mächtigkeit, so dass «Geschichte» nicht nur das Werden und das Geschick des jeweiligen Einzelnen, eines Volkes oder der Menschheit ist, sondern immer auch Geschichte Gottes selbst, insofern er nämlich daran in seinem «Ernst» beteiligt ist (ThB 24); schliesslich der *Mensch* als Person, in Personalität als Abbild der göttlichen Personalität. Deshalb ist der Höhepunkt von Guardinis Ausführungen in «Die Existenz des Christen» zu «Glaube und Offenbarung» (13–26), zu «Der lebendige Gott» (27–76), zur Schöpfung: «Der Anfang aller Dinge» (77–108), zur Frage der Urschuld (109–196), zum Erlösungsgeschehen in Christus (197–340), zu Kirche als «Fortgan des Werkes Christi in der Geschichte» (341–424) eine *Theologie der Existenz*, die den christlichen Einzelnen, allerdings in seinen verschiedenen Bezügen, zum Thema hat (425–513): den Einzelnen als Person, im Anruf Gottes geschaffen, von Gott her bestehend, in

⁹ Vgl. zusammenfassend K. Rahner, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums (Freiburg i. Br. 1976).

¹⁰ So der Titel des 1. Bandes der «Theologischen Ästhetik» von Balthasars: Herrlichkeit (Einsiedeln 1961). – Von Balthasars theologisches Denken darf allerdings nicht auf seine «Theologische Ästhetik» festgelegt werden, aber seine «Theodramatik» ist erst im Erscheinen und seine «Theologik» steht noch ganz aus.

¹¹ R. Guardini, Das Wesen des Christentums (Würzburg 1939) 81.

ihm lebend und sich auf ihn hin verwirklichend.

Der Mensch als Gerufener und diesem Ruf Gottes Antwortender – das ist nicht nur die letztgültige Definition von Personen und Personalität, sondern darin liegt auch der Kernpunkt christlicher Existenz überhaupt: «Die Person des Menschen ist ihrem tiefsten Sinne nach die Antwort auf den Ruf Gottes» (EdC 475), und Existieren als Personen bedeutet schlechthin, «sich selbst aus der Freiheit Gottes zu empfangen» (EdC 90). Ja das ganze Existieren hat den Charakter einer Lebens-Antwort, und das heisst letztlich «Entscheidung», denn wenn sich Gott selbst bezeugt, dann tut er das nicht, «damit über ihn spekuliert, sondern damit ihm gehorcht werde» (EdC 56).

Christliche Existenz ist deshalb im Kern Abrahamsexistenz: soll die christliche Offenbarung verstehend wahrgenommen und wahrnehmend verstanden und soll ihr lebensmässig entsprochen werden, dann muss sich der Mensch von allen Voraussetzungen lösen, aus denen er bisher gelebt, sein Dasein verstanden und sich bemüht hat, seinen Sinn zu verwirklichen: «In jedem, der sich um theologische Erkenntnis bemühen will, muss ‹Abraham› erwachen. Er muss aus ‹Ur-in-Chaldäa›, aus dem Eigenen, aus dessen Voraussetzungen und Massstäben hinausgehen und sich in die Weite, in das Neue Gottes wagen. Dann erst wird etwas möglich, das wirkliche Theologie und nicht eine Form der menschlichen Selbstbehauptung ist» (EdC 20). Dass christliche Existenz «Entscheidung» ist, das verarbeitet Guardini schliesslich theologisch nochmals dahingehend, dass Gottes «im Ernst» liebende Bewegung zur Welt und insbesondere zum Menschen selbst Wagnis ist: «Wagnis des freien Gottes, der in einer zu jedem menschlichen Massstab inkommensurablen Grossmut das Seinige und damit in gewissem Sinne sich selbst der menschlichen Freiheit in die Hand gibt.» (EdC 202).

Phänomenologischer Blick in der «Unterscheidung des Christlichen»

Der Grund, warum das Nachzeichnen auch nur der Kerngedanken von Guardinis Theologie schwerfällt und vom vielfältigen Gedankenreichtum seiner Ausführungen weithin absehen muss, liegt in seiner Denk- und Sprechweise selbst, denn diese ist trotz der guten Gliederung des Werkes nicht systematisch im strengen Sinne, sondern eher überlegend, betrachtend, meditierend: es ist letztlich die Denkform Augustins, die Form des kreisend-umkreisenden Denkens, eher auf Variation als

auf zielenden Zugriff ausgerichtet. Guardini ist im eigentlichen Sinne ein «Denker augustinischer Prägung»¹², der aus dem Glauben heraus Wirklichkeit *verstehen* und Wirklichkeit verstehend *glauben* will. Guardinis zentrale Intuition ist deshalb aus dem reinen Licht der Offenbarungsgestalt genährtes Wahrnehmen und Anschauen der Wirklichkeit.

Es ist der «ehrfürchtige Versuch, den Inhalt der Offenbarung so zu denken, wie es ihrer Intention entspricht»: nämlich die «Qualität des Offenbarungsinhaltes wahrzunehmen»¹³, getragen von der vornehmen Haltung des «Phänomenologen im besten Sinne des Wortes»¹⁴: des Schauenden – im unablässigen Versuch, Christus zu schauen und zu zeichnen, und zwar in seiner reinsten Gestalt, wie es nur aus der Haltung des Glaubens heraus möglich ist, «die nicht von der Welt her über die Offenbarung denkt und urteilt, sondern diese aus ihr selbst annimmt und von ihr her über die Welt urteilt» (EdC 38), denn die Wahrheit, die es hier in reinsten Gestalt zu schauen gilt, kann nicht aus der Welt abgeleitet werden, sondern stellt diese selbst unter Gericht, bringt sie in die Krise (EdC 50).

Das eigentliche Pathos von Guardinis phänomenologischem Blick, der sich am besten in seiner eigenen, von theologischem Humor geprägten Charakterisierung: «Mund zu und Augen auf»¹⁵ umschreiben lässt, besteht deshalb in der diffizilen und äusserst subtilen Abgrenzung des christlichen Eigensten und ist angetrieben von dem existentiellen Drang nach «*Unterscheidung des Christlichen*», wie bezeichnenderweise bereits eine Sammlung seiner Studien aus den Jahren 1923 bis 1963 betitelt ist¹⁶. «Unterscheidung des Christlichen» ist die Methode des Scheiterns aller menschlichen Wirklichkeitserkenntnis an der Gestalt Jesu Christi, die sich vor allem in «Die Existenz des Christen» beinahe zur extrinseztischen Diastase zwischen christlicher Offenbarung und menschlicher Erfahrungswirklichkeit fortgestaltet, wenn etwa in voller Schärfe betont wird, was die christliche Erlösungsbotschaft wirklich meine, könne mit den Begriffen, welche das neuzeitliche Denken von der Welt und vom Menschen entwickelt habe, überhaupt nicht gedacht werden (EdC 239).

Deshalb hebt Guardini in beinahe stereotyp anmutenden Wendungen hervor, es müsse christlicher Theologie darum gehen (und nur darum), das Christliche Eigentlichste «in seiner Reinheit und Eigentlichkeit», ja «in seiner Schärfe» herauszuheben (EdC 12), das «Ärgernis der Offenbarung» dürfe auf keinen Fall aus-

geräumt werden, vielmehr gehe es gerade um die Alternative «Ärgernis oder Glaube» (EdC 244), an der sich die ganze christliche Existenz entscheide, es dürfe nie darum gehen, «das Christsein als ‹modern› erscheinen zu lassen und das in ihm, was mit dem biblischen Ausdruck des ‹Ärgernisses› gemeint ist, abzuschwächen» (EdC 11), denn wenn er etwas gelernt habe, «dann die Wahrheit, dass ein halbes Christentum nicht lohnt» (EdC 258).

Eng mit diesem Pathos zur Unterscheidung des Christlichen hängt es auch zusammen, dass Guardini zum vornehieren die kritische Frage abwehrt, «ob die Offenbarung gültig, ob ihr Inhalt wahr sei». Dieser Frage wird die grundsätzliche Option entgegengehalten: «Wir gehen von der Voraussetzung aus, dass sie das sei. Ja mehr als das, dass sie die Wahrheit einfachhin sei» (EdC 11), denn christliche Theologie könne nur davon handeln, «was Gott denkt», nicht aber «was der Mensch denkt». Deshalb habe der Mensch gerade nicht die Richtigkeit der von Gott her erschlossenen christlichen Gestalt zu prüfen, sondern «sich in sie hineinzustellen und von ihr her zu denken» (EdC 167).

Als hermeneutischer Schlüssel für die verstehende Wahrnehmung der christlichen Offenbarung kann deshalb geradezu das aus einer negativen Kairologie entwickelte *Prinzip des Gegensatzes* gelten: es darf auf keinen Fall von einer Christlichkeit die Rede sein, «die dem modernen Empfinden entspreche» (EdC 174). Vielmehr tritt für Guardini eine negativ vermittelte kairologische hierarchia veritatum in den Vordergrund, die sich in die Devise kleidet: «Sobald von der Zeit her eine besondere Opposition zu einem Glaubensinhalt erwacht, ist das ein Zeichen, dass dieser Inhalt gerade jetzt besonders wichtig ist.» (EdC 52). Oder in noch pointierterer Formulierung: «Falls wir auf eine Aussage stossen sollten, die zum Widerspruch reizt», dann wird das «als ein Symptom für besondere Wichtigkeit anzusehen» sein (EdC 107).

¹² H. Kuhn, Romano Guardini. Der Mensch und das Werk (München 1961) 104.

¹³ H. Kunisch, Christlicher Realismus, in: Stimmen der Zeit 102 (1977) 238.

¹⁴ L. Boros, Offenheit des Geistes. Begegnungen (Olten 1977) 116.

¹⁵ So persönlich von Guardini an L. Boros, mitgeteilt in: Offenheit des Geistes (Olten 1977) 116.

¹⁶ (Mainz 1963).

Menschliche Autonomie gegen christliche Offenbarung

Hinter dieser grundsätzlichen vom negativ vermittelten kairologischen Prinzip des Gegensatzes getragenen Option steht zweifellos Guardinis «schwermütige» Einstellung zum Phänomen der Neuzeit überhaupt, wie sie bereits in seiner Zeit- und kultur-kritischen Skizze «Das Ende der Neuzeit» aus dem Jahre 1950¹⁷ zum Ausdruck kam, wenn hier die These aufgestellt wurde, Goethe sei der klassische Repräsentant neuzeitlichen Lebensgefühls und Lebensverständnisses gewesen, die Neuzeit insgesamt jedoch habe mit dem Ersten Weltkrieg geendet. Als schwermütig ist diese Einstellung nicht etwa deshalb zu bezeichnen, weil Krisensymptome der Neuzeit namhaft gemacht werden, insbesondere die durch die Technik ermöglichte «Sicherheit, Leichtigkeit und Vielfältigkeit der Produktion» und der daraus folgende Verlust der Persönlichkeit des konstruierenden und konsumierenden menschlichen Individuums, denn gerade die nicht nur im dialogischen Personalismus insgesamt wirkräftig gewordene, sondern auch und vor allem in Guardinis Zeit- und Kulturkritik zum Ausdruck kommende Betonung des Menschen als Person ist als bleibendes Wahrheitsmoment gegen eine neuzeitliche Versachlichung des Menschen zu verstehen und zu würdigen¹⁸. Schwermütig ist diese Einstellung vielmehr deshalb, weil (zumindest tendenziell) die Neuzeit insgesamt und überhaupt als Verfalls- und Entartungsgeschichte des Christentums betrachtet wird.

Zwar lassen sich gerade auch in «Die Existenz des Christen» (wenn auch nur spärliche) Hinweise auf eine *christliche* Legitimität der Neuzeit finden, wenn etwa betont wird, die Beziehung zum biblischen Gott habe das Verhältnis des Menschen zur Welt in dem Sinne verändert, dass er von der Welt frei und deshalb fähig geworden sei, «sie in eine grundlegende Bejahung und Verantwortung zu nehmen» (EdC 41), sie in ihrer Eigenständigkeit anzuerkennen (EdC 69) und ihr als «entzauberter» zu begegnen (EdC 73); aber aufs Ganze gesehen bleibt es bei Guardini doch bei einer weitestgehenden diastatischen Abgrenzung des Christlich-Eigentlichsten zur neuzeitlichen Phänomenalität insgesamt – ohne eingehenden Versuch zur gegenseitigen Annäherung. Diese Einstellung zum Phänomen der Neuzeit macht sich im Duktus von Guardinis Argumentation immer wieder in dem Sinne bemerkbar, dass er erstens mögliche Missverständnisse der zu erblickenden Glaubenswahrheit aufweist, zweitens diese Wahrheit in ihrer reinsten Gestalt aufscheinen lässt, wie sie sich nur im Raum der Kirche

zeigen kann, und drittens die neuzeitliche Entartungsgeschichte dieser Wahrheit kritisiert.

Insbesondere das neuzeitliche Streben des Menschen nach Autonomie in seiner Welt kann von Guardini gar nicht mehr – nicht einmal was den harten Kern betrifft – in seiner humanen Dignität oder gar christlichen Legitimität gewürdigt werden, sondern es wird zum vorneherein von den zwar auch vorhandenen Entartungen solchen Autonomiebewusstseins her (wer wollte sie denn bestreiten?) negativ qualifiziert und in radikale Diastase zum christlichen Glauben gebracht. Die Analyse der neuzeitlichen Verfallserscheinungen in der wissenschaftlich-technisch-politischen Weltergreifung des nach Autonomie und Fortschritt strebenden Menschen baut sich deshalb auf zur generalisierenden Charakterisierung der Neuzeit überhaupt als Entartung des Christlich-Eigensten: Symbol der Neuzeit schlechthin ist Prometheus, denn die neuzeitliche Welt hat ihn zum «Bild menschlichen Mutes gemacht, der nach dem Höchsten greift» (EdC 513). Neuzeitliche Autonomie wird identisch mit neuzeitlichem Totalitarismus und ist so Ausdruck der Tatsache, dass der Mensch «das echte Gottesverhältnis und damit das echte Verhältnis zu sich selbst verloren hat» (EdC 72).

Genau an diesem Punkt, in Guardinis schwermütiger Einstellung zur Neuzeit überhaupt, dürfte das für die gegenwärtige theologische Arbeit sperrigste Moment des theologischen Denkens Guardinis liegen. Darauf hat bereits *Fridolin Wechsler* hingewiesen¹⁹, wenn er den letztlich diastatischen Gegensatz von Gottes Selbstoffenbarung in Christus und neuzeitlichen Autonomiebewusstseins hinsichtlich Guardinis Vernachlässigung der Relevanz historisch-kritischer Forschung aufzeigte, in der sich ja nicht zufällig der zentrale Kontroverspunkt neuzeitlicher Theologie entzündet hat. Noch deutlicher hat *Heinz-Robert Schlette* Guardinis letztlich alternatives Denken (Offenbarung oder Autonomie) oder gar Gegensatzdenken (Offenbarung gegen Autonomie) aufgedeckt und die für die weitere theologische Arbeit belastende Einseitigkeit eines solchen Autonomie-Heteronomie-Denkens beklagt: «Die Polemik gegen das neuzeitliche Autonomiebewusstsein zieht sich durch das ganze Werk Guardinis.»²⁰ In voller Schärfe aber ist Guardinis dogmatischer Ansatz bei der letztlich extrinseztistisch gefassten Selbstoffenbarung Gottes, wie sie in einem rhetorisch geprägten, aber gerade so das apologetische Kausaldenken der Neuscholastik überwindenden Existenzdenken entfaltet wird, und

zwar im Gegenzug zur neuzeitlichen Konstituierung eines autonomen religiösen Bewusstseins, erst von *Peter Eicher* in seinen ausgezeichneten Studien zum neuzeitlichen Offenbarungsdenken herausgearbeitet worden²¹.

Menschliche Autonomie durch christliche Offenbarung

Damit aber ist Guardinis schwermütiges Verhältnis zum Phänomen der Neuzeit insgesamt nicht nur negativ kairologisch vermittelt, sondern liegt vor allem in der Struktur seines Offenbarungsdenkens selbst begründet, und zwar dergestalt, dass sich seine Offenbarungstheologie einerseits als *radikale Neuzeitkritik* aufbaut, und dass sich andererseits «Neuzeit» als radikale Gegenbewegung zum christlichen Offenbarungsdenken schlechthin erweist. Wenn nun aber die spezifische Problematik neuzeitlichen Denkens in der Alternative zwischen der göttlichen Wirklichkeit einerseits und der eigenständigen Subjektivität und inhaltsvollen Freiheit des Menschen andererseits besteht²², dann liegt die Schranke von Guardinis theologischem Denken weithin darin, dass er diese Alternative letztlich nicht zu überwinden vermag, sondern der menschlichen Autonomie mit der Heteronomie der Offenbarung begegnet und dadurch diese Alternative diastatisch radikalisiert.

Zwar hat Guardini in der Entwicklung des Gottesgedankens eine schlechte Diastatik und damit ein Konkurrenzdenken zwischen Gott und dem Menschen durch ein heilsgeschichtlich vermitteltes, christozentrisches und personales Offenbarungs-Glaubens-Relations-Denken überwinden können, das Gott nicht als Konkurrenten, sondern gerade in seiner

¹⁷ R. Guardini, *Das Ende der Neuzeit*. Ein Versuch zur Orientierung (Basel 1950). Vgl. die breite Nachzeichnung von Guardinis Charakterisierung der Neuzeit bei F. Wechsler, *Romano Guardini als Kerygmater* (Paderborn 1973) 67–122.

¹⁸ Vgl. W. Pannenberg, *Art. Person*, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart V* (Tübingen 1961) 230–235.

¹⁹ F. Wechsler, *Romano Guardini als Kerygmater* (Paderborn 1973) 213–230.

²⁰ H. R. Schlette, *Aporie und Glaube*. Schriften zur Philosophie und Theologie (München 1970) 273.

²¹ P. Eicher, *Offenbarung*. Prinzip neuzeitlicher Theologie (München 1977) bes. 261–292: *Jesus Christus – die lebendig-konkrete Selbstoffenbarung Gottes* (Romano Guardini).

²² Vgl. dazu H.-G. Geyer, *Gottes Sein als Thema der Theologie*, in: *Verkündigung und Forschung 11* (1966) 3–37.

«im Ernst» liebenden Souveränität als «Garanten der Freiheit» des Menschen verstehen lässt (EdC 42); aber die hier zumindest im Gottesverständnis überholte Diastase von Autonomie und Heteronomie, von neuzeitlicher Wirklichkeit und christlicher Offenbarung ist doch in ihren weiterreichenden Konsequenzen im ganzen Denken Guardinis zu wenig zum Tragen gekommen, und zwar wahrscheinlich deshalb, weil sich Guardini der nun doch auch neuzeitlich imprägnierten Wurzeln seines eigenen Denkens kaum bewusst gewesen ist. Darin liegt denn auch die Tragik und die Schwermut in der Theologie Guardinis: seine *Grösse* und auch heute unverbrauchte Aktualität, nämlich der ehrfürchtige Versuch des verstehenden Wahrnehmens der reinen christlichen Offenbarungsgestalt in ihrer selbstevidenten Identität und unableitbaren Besonderheit, ist zugleich seine *Schranke*, die darin besteht, dass dieses verstehende Wahrnehmen der Offenbarungsgestalt Gottes in Christus zu wenig mit der neuzeitlichen Problematik vermittelt und in ihrer anthropologischen Relevanz für den modernen Menschen bewährt wird, dass also Guardinis Theologie noch zu sehr Theologie im Kontrast zur Neuzeit und zu wenig Theologie im Kontext der Neuzeit ist.

Dieses Urteil ist allerdings getragen – das sei nicht verschwiegen – von der grundsätzlichen Option, welche der Rezensent selber bei der oben angedeuteten Kontrastierung der beiden gegenwärtig vorherrschenden Grundtypen katholischer Theologie getroffen hat, nämlich von der Überzeugung, dass es heute kaum mehr genügen wird, die unableitbare Besonderheit und nicht mehr delegierbare Identität der christlichen Offenbarungsgestalt in einer wahrnehmend-ästhetischen Schau offenzulegen, sondern dass zugleich der Bezug der christlichen Offenbarung zur neuzeitlichen Erfahrungswirklichkeit in ihrer allgemein-menschlichen Relevanz für den gegenwärtigen Menschen mitbedacht werden muss. Dabei sind die *besondere Identität* und die *allgemeine Relevanz* des christlichen Glaubens nicht alternativ, sondern komplementär-dialektisch wahrzunehmen. Und wenn es Zeiten geben mag, in denen christliche Theologie eher die Tendenz hat, sich abzuschliessen und sich auf ihre Identität zu besinnen, um sich zu bewahren und neue Kraft zu sammeln, so wird es gewiss auch Zeiten geben und geben dürfen, in denen sich christliche Theologie eher auf ihre Relevanz besinnt und sich ebenso energisch auf die menschliche Erfahrungswirklichkeit hin öffnet,

um nicht zu erstarren und ungläubig zu werden.

Von daher kann man geneigt sein, gewiss mit Vorbehalten, aber doch nicht ohne Berechtigung *Karl Rahners* Kritik an Papst Pauls VI. Glaubensbekenntnis an das theologische Denken Guardinis zu delegieren: «Es wird viel über Gott, sehr Scharfsinniges und Tiefsinniges gesagt. Aber ein wirklich heutiges Glaubensbekenntnis müsste auch bekennen, wie ein Mensch von heute zum Glauben an diesen Gott wirklich kommen kann. Davon hört man nichts.»²³ Jedenfalls: was erreicht die Eröffnung verstehender Wahrnehmung und ehrfürchtiger Schau auch der schönsten und tiefstinnigsten Gestalt wie der christlichen Offenbarungsgestalt, wenn der heutige Mensch den Blick und das Augenmerk darauf weithin zu verlieren scheint? Ist diese Feststellung nicht Grund genug, sich heute intensiver um die Augen und die Brille des gegenwärtigen Menschen zu kümmern – erst dann liesse sich ja die Gestalt der christlichen Offenbarung wieder neu wahrnehmen? Ist es deshalb heute nicht nötiger, beim Menschen und seiner neuzeitlichen Erfahrungswirklichkeit anzusetzen, selbst auf die Gefahr hin, dass die volle Fülle der Christusgestalt nicht ganz erreicht wird (welche Theologie vermöchte dies wirklich?), als bei der reinen Schau der Gestalt der christlichen Offenbarung, auf die Gefahr hin, den heutigen Menschen in seiner konkreten Lebenswelt zu verfehlen?

Verpflichtendes Erbe Guardinis in Zustimmung und Kritik

Nachdenkener Dank an Romano Guardini muss seine Grösse und seine Schranke zugleich benennen und ist deshalb nur als kritischer Dank möglich, und zwar gerade aus der Überzeugung heraus, dass Guardinis Denken nicht nur gestern lebendig war, sondern auch heute und morgen zu wirken vermag. Solch kritischer Dank ist notwendig und möglich zugleich. Er ist *notwendig*, damit das Denken Guardinis nicht schlecht repristiniert und als Bollwerk gegen unsere Zeit mit ihren Problemen dem Konservatismus und dem gegen ein dialogisch-kritisches *Aggiornamento* mit der Erfahrungswirklichkeit des heutigen Menschen sperrigen Traditionalismus überlassen bleibt und damit mundtot gemacht wird. Das wäre doch wohl nicht nur der schlechteste Dienst an seinem Denken, sondern auch der gedankenloseste Dank, den Guardini selbst nicht verdient hat, und der der ihm kritisch nachdenkenden theologischen Generation von heute nicht geziemt.

Solch kritischer Dank ist aber auch *möglich*, weil man dadurch gerade auf Guardinis Fährte bleibt, denn er selbst war zeit seines Lebens ein christlicher Denker auf dem Wege. Das zeigt neben fast allen Schriften, die Guardini bezeichnenderweise meistens «Versuche» nennt, nicht nur der Charakter des Entwurfhaften und vielleicht Fragmentarischen in seiner letzten grossen Schrift «Die Existenz des Christen», sondern das zeigen auch die unbedingt lesenswerten «plötzlichen Einsichten», die Gedanken, die ihm «theologisch wichtig erscheinen, aber noch nicht zur Veröffentlichung taugen» (ThB 6) in seinen «Theologischen Briefen an seinen Freund».

«Peregrinantibus et iter agentibus» – so lautet nicht nur die Widmung von Guardinis grossem Werk «Der Herr», sondern so könnte auch die Formel der heutigen theologischen Generation heissen, die sich dem Erbe Guardinis kritisch («Kritik» als Unterscheidung ist ja selbst ein Grundwort seines Denkens) verpflichtet weiss und so der Einladung Romano Guardinis selbst folgt, der von seinen Lesern sowohl «lebendiges Interesse» als auch «intelligente Mitarbeit» (EdC 1) erwartet.

Kurt Koch

²³ K. Rahner, *Theologische Überlegungen zu Säkularisation und Atheismus*, in: *Schriften zur Theologie IX* (Zürich 1970) 196.

Pastoral

Stumme, aber wirksame Verkündigung

Der überzeugte Christ will seinen Glauben nicht nur mit den Lippen bekennen. Er will ihn leben. Und indem er ihn lebt, anderen mitteilen. Wie aber kann er Glauben und Leben in Einklang bringen? Wie beidem zugleich gerecht werden?

Der Alltag des anonymen Menschseins

Seit Gott selber in Jesus Mensch geworden ist, kann Christsein nur im Menschsein Heimat finden. Das Göttliche will das Menschliche nicht verdrängen oder gar ersetzen, sondern erfüllen. Wozu sonst wäre Gott in Jesus Christus «uns Menschen gleich» geworden und hätte sich «in seiner ganzen Erscheinung wie ein Mensch» gegeben?¹

¹ Phil. 2,7

Christsein setzt also zunächst einmal den Mut zum anonymen, alltäglichen Menschsein voraus. Es beginnt nicht erst mit dem Schweben in meditativen Höhen oder Tiefen, sondern mit dem Stehen auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit. Gerade dieser Mut zum anonymen Menschsein hat Christus die grössten Widerstände und Missverständnisse eingebracht: «Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Heisst nicht seine Mutter Maria? Sind nicht seine Brüder... und seine Schwestern alle bei uns?»² «Mit den Zöllnern und Sündern isst er!»³

Christus hat den grössten Teil seines Lebens in diesem anonymen Menschsein zugebracht, und das trotz seiner einzigartigen Erwahlung und Sendung. Das ist für unser Thema von grösster Bedeutung. Ein Christ ist zunächst einfach *Mensch*. Er atmet, isst und trinkt, arbeitet und schläft wie alle andern. Er lebt in einer bestimmten Situation, die ihn fordert: Ehe und Familie oder Ehelosigkeit, Witwen- oder Witwerschaft, Berufstätigkeit oder Pensionierung, Gesund- oder Kranksein. Dieses Leben verlangt die Entfaltung der eigenen Fähigkeiten, berufliche Sachkenntnis, Sinn für Gemeinschaft. Soll das Leben in Gemeinschaft einigermaßen erspriesslich sein, setzt es bei allen Beteiligten Haltungen voraus, die gleichermaßen dem Menschlichen beizuordnen sind. Wir können sie als «Tugend in Alltag» kennzeichnen: Wohlwollen, Aufrichtigkeit, Achtung vor der Menschenwürde, Gerechtigkeit, Geduld, Fähigkeit zum Zuhören, Hilfsbereitschaft. Auf solchem Boden kann wachsen, was wir «Einfluss» nennen, sei es auf der gesellschaftlichen, politischen oder beruflichen Ebene. Damit stehen wir nun im Vorfeld dessen, was wir Engagement aus dem Glauben, Verkündigung, in der kirchenamtlichen Sprache auch «Apostolat» heissen.

Dasein als Verkündigung

Löst sich also das Christsein einfach in Menschlichkeit oder Mitmenschlichkeit auf? Nein, aber es wird hier sichtbar, stellt sich darin dar. Madeleine Delbrêl, während dreissig Jahren im Sozialdienst des Pariser Vorortquartiers Ivry, einer roten Hochburg, tätig, schreibt in ihren Aufzeichnungen: «Christliche Verkündigung ist... normale Auswirkung eines normalen Lebens.»⁴ Wer nicht «normal» zu leben weiss, kann auch sein Christsein nicht glaubwürdig bezeugen.

Nun hat der *Christ* aber auch ein «Mehr», das ihn vom Nicht-Christen unterscheidet. Es ist seine innere Welt, das was wir seinen (persönlichen) «Glauben» nennen. Er ist dem Christen Motiv und

Ziel seines Handelns, «die blosse, aber notwendige Innenseite eines Gesamtlebens, seiner Wirksamkeit.»⁵ Lässt sich dieses Innen nun irgendwie fassen? Wir können sagen: Es geht hier um ein immer tieferes Hineinwachsen in Christus und seinen Geist, ohne dass wir jederzeit ausdrücklich darum wissen. Es geht um ein innerliches Geschehen, aber keine fromme, thematisierte «Innenschau».

Die Bewegung allen Lebens verlaufen wellenförmig. Bald stösst es vor, bald ruht es, um in der Tiefe neue Kraft zu sammeln. Auch der Glaube als Leben kennt seine Intensivphasen, Brennpunkte, aus denen ihm Kraft und Wärme zuströmen: die tätige Teilnahme an der Liturgie und das persönliche Gebet. Das Entscheidende liegt darin: Menschsein und Christsein. «Aussen» und «Innen» sind zwar (qualitativ) verschiedene, aber nicht (existenziell) getrennte Bereiche des einen Lebens. Sie bilden die beiden Brennpunkte einer Ellipse. Sie strahlen aufeinander aus und wirken zugleich aufeinander zurück. Leben und Glauben, Menschliches und Göttliches verschmelzen zu einer Einheit, ohne dass eines das andere aufsaugt. Gerade dadurch wird jene Spannung erhalten, die schöpferisch wirkt, mag sie uns bisweilen auch fast unerträglich hart erscheinen. So werden wir z. B. erfahren, dass da, wo Vernunft, Logik und Verstehen versagen, unser Glauben in seiner ganzen Reinheit herausgefordert ist. Solches Glauben gründet allein im unanfechtbaren Wort des Herrn. Es macht, nach einem Wort Christi, «alles möglich».⁶ Glaube ist immer auch ein Gehen durch jene Wüste und Nacht, von der die geistliche Tradition ununterbrochen weiss. Um es mit M. Delbrêl zu sagen: «Immerfort gehen wir aus dem Nachtgeheimnis der göttlichen Liebe hervor», um von ihm her, fruchtbar geworden, in die Welt zu schreiten.

Das menschliche Vorbild

Es mag einen Skeptiker als «typisch fromm» erscheinen, wenn die Dekrete vom Vatikanum II über das Laienapostolat und die Missionstätigkeit auf Maria als Vorbild für den Einsatz aus dem Glauben hinweisen. Im ersten dieser Dekrete finden wir dafür eine einleuchtende, doppelte Begründung.

Einerseits vollbrachte Maria «auf Erden eine Leben *wie jeder andere*, voll von Sorge um die Familie und Arbeit.» Wer entdeckt in diesen Worten nicht sein eigenes Leben? Das «Aussen» seines Christseins? Andererseits «War sie doch immer innigst mit ihrem Sohn verbunden und arbeitete auf ganz *einzigartige* Weise am Werk des Erlösers mit.»⁷

Das ist, was wir nicht sehen können, wohl aber zu glauben uns ersehnen, um auf diese Weise in Christus hineinzuwachsen und aus ihm zu wirken. «Wie jeder andere» und doch «einzigartig»: Im Leben Marias heben sich diese Widersprüche dialektisch auf. Sie formen sich zu einem existenziellen Ganzen. Darum nennt auch Vatikanum II Maria die «Königin der Apostel», bezugnehmend auf eine Anrufung der lauretanischen Litanei. Ihr Sinn mag uns in diesem Zusammenhang neu aufgehen. Denn die Kirche ist darauf angewiesen, dass «man für Gott bei Gottes Arbeit mittut.»⁸ Somit ist der Hinweis auf Maria nicht nur «fromm», er ist höchst aktuell. Misserfolge verkraften, unbeachtete Arbeit durchhalten, immer neu ansetzen, kann auf die Dauer nur, wer sich dieses Geheimnis zu eigen gemacht hat.⁹

Markus Kaiser

² Mt 13,55–56

³ Mk 2,16

⁴ Madeleine Delbrêl: Gebet in einem weltlichen Leben, «Beten heute», Bd. 4, S. 102; Johannes-Verlag, Einsiedeln 1974.

⁵ a. a. O. S. 106

⁶ Mk 9,23

⁷ Dekr. über das Laienapostolat, N.4

⁸ a. a. O., S. 99

⁹ Gebetsmeinung für den Monat August 1978: «Dass die Verehrung der Mutter Gottes, der Königin der Apostel, den Christen helfe, die frohe Botschaft zu bringen.»

Berichte

Christliche Botschaft und sozialkritischer Film

Zu einer ähnlichen Studententagung, wie sie katholischerseits von der OCIC — der internationalen katholischen Filmorganisation — veranstaltet werden, hat kürzlich INTERFILM, die evangelische Parallelororganisation, nach Bern eingeladen. Thema der vier Tage dauernden Veranstaltung war: «Elemente des christlichen Glaubens im sozialkritischen Film». Mit Filmvisionierungen, Kurzreferaten, Gruppen- und Plenumsdiskussionen arbeiten sich rund 70 Tagungsteilnehmer in internationaler Zusammensetzung an das Thema heran. Als Diskussions-Vorgabe dienten die Filme: «Neun Monate» von Marta Meszaros (Ungarn 1976), «Padre Padrone» von Paolo und Vittorio Taviani (Italien 1977), «Salz der Erde» von Herbert J. Bibermann (USA 1953) und «Harlan County USA» von Barbara Kopple (USA 1976). Im Nachhinein

muss man den beiden Tagungsleitern, Pfr. Dölf Rindlisbacher und Urs Jäggi, Bern, attestieren, dass sie namentlich mit der Einbeziehung der ersten beiden Filme die Tagung von Anfang an in Fahrt zu bringen verstanden.

Der Film «Neun Monate» zeigt das Schicksal der jungen Arbeiterin Juli in einem ungarischen Stahlwerk. Sie hat ein uneheliches Kind. Widerstrebend lässt sie sich auf eine neue Beziehung mit einem Werkmeister ein, die jedoch zerbricht, so dass sie schliesslich mit einem zweiten Kind wieder allein dasteht: Die Liebe scheitert am traditionellen Besitz- und Verfügungsanspruch des Mannes, der der Frau keine Selbständigkeit und Eigenverantwortung zubilligen will und kann. Es ist ein Film, der mit fast dokumentarischer Akribie dem Thema der Emanzipation und des Rollenverhaltens in einer sozialistischen Gesellschaft nachgeht.

Der zweite Film «Padre Padrone» schildert das Leben des jungen Sarden Gavino, der unter brutaler väterlicher Verfügungsgewalt als Schafhirte einsam in den Bergen aufwächst. Mit 20 kommt er ins Militär, lernt lesen und schreiben und studiert schliesslich Linguistik. Sprache und Wissen befähigen den jungen Mann, gegen die patriarchalisch-autoritäre Welt des Vaters zu rebellieren und zur sozialen Identität zu finden. Diese eindrückliche Geschichte der Befreiung eines Menschen aus dem Schweigen in die Kommunikation war eines der grossen Filmereignisse des Jahres 1977, in dem ein mediterranarchaisches Weltbild mit dem der Moderne zusammenprallte. Auf die beiden andern Filme — Bergarbeiter, die um ihre Existenz, um Selbstbefreiung und Selbstverwirklichung kämpfen — soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Was ist christlich und was nicht?

Bereits in der Diskussion des ungarischen Films «Neun Monate» zeigte sich, dass das unterschiedliche Selbstverständnis von «christlich» unter den Tagungsteilnehmern eines der Hauptprobleme der Tagung wurde. Ein nicht geringer Teil der Tagungsteilnehmer war bereit, «Neun Monate» als christlichen Film zu etikettieren mit der Begründung, auch Jesus sei für die Befreiung der Frau bzw. des Menschen eingetreten, er selbst habe ihn nicht in den Dienst der Institutionen gestellt, sondern die Institutionen in seinen Dienst. In die gleiche Richtung argumentierten jene, die in diesem Film das biblische Thema des Aufbruchs und der Wiedergeburt oder gar das Zeichen des Jona paraphrasiert sehen wollten. Auf welcher Grundwelle von christlichem Verständnis hier ein Teil der Tagungsteilnehmer ritt, offenbarte das Vo-

tum einer Frau, die den Film «Neun Monate» christlich taxierte mit der Begründung, alle Grundfragen des Menschseins seien religiös. Doch schon in der Gruppen- und stärker noch in der Plenumsdiskussion formierten sich einige kritische Stimmen, die sich nachhaltig weigerten, a) die Botschaft Jesu auf blosser Sozialkritik zu verkürzen und b) Grundfragen und Grundwerte des Menschseins gemeinhin als christlich zu vereinnahmen und damit per definitionem allem Nicht-Christlichen abzusprechen.

An diesem Punkt angelangt, wurden die ersten Frustrationen spürbar. Die Diskussion wurde abgebrochen. Die biblisch-theologische Anreicherung des Begriffes «christlich», die für die Beurteilung des Filmes «Neun Monate» notwendig gewesen wäre, wurde umgangen. Vermutlich wäre dieser Weg unter den gegebenen Umständen auch kaum gangbar gewesen. Statt dessen präsentierte nun Dr. Gerd Albrecht, Köln, Leiter der INTERFILM-Akademie, dreizehn Thesen zum Thema «Christliche Momente im sozialkritischen Film», die zumindest in den Thesen 1–4 die Tagung vorerst auf der Spur «keine unkritische christliche Vereinnahmung» weiterführte.

Zum Verhältnis: Christentum — Sozialkritik

In den ersten vier Grundthesen formulierte Dr. Gerd Albrecht wörtlich:

1. Sozialkritik hat immer Veränderung zum Ziel, Sinnes-, Bewusstseinsänderung, aber auch Existenz- und Gesellschaftsänderung. Sie gleicht in diesem Sinne dem, was biblisch-theologisch «Bekehrung» heisst. Beide sind getragen von der Einsicht, dass der Mensch sich verändern kann und — ihm selbst zugute — verändern muss.

2. Sozialkritik ist unabdingbarer Bestandteil des christlichen Glaubens, ohne dass dieser sich auf sie reduzieren liesse. Alttestamentliche Propheten, neutestamentliche Ethik, lutherische Freiheit, Theologie der Befreiung und des «Gott ist tot» sind wie andere theologische Standpunkte ihrem Wesen nach nicht nur, aber auch sozialkritisch.

3. Sozialkritik hat nicht nur christliche Wurzeln, obwohl säkularisierte christliche Motive sie erheblich durchdringen. Sozialkritik ist jedenfalls — auch dort, wo christliche Ursprünge und Momente offenkundig sind — bei ihren Verfechtern häufig so motiviert, dass Feststellungen über Zusammenhänge zwischen ihr und christlichen Glaubenselementen allenfalls als eine Peinlichkeit, eher noch als Verleumdung, fast immer als objektive Unwahrheit empfunden werden. Von vorneherein ist weder die Behauptung noch die Bestreitung derarti-

ger Zusammenhänge eine Tatsachenfeststellung.

4. Sozialkritik kann — trotz möglicher oder tatsächlicher Zusammenhänge mit christlichen Glaubenselementen — nicht unbesehen «christlich vereinnahmt» werden: ihre ausserchristliche, gegen diesen Glauben argumentierende Herkunft verbietet dies. Dennoch ist Sozialkritik, auch wo sie a-christlich ist oder erscheint, für jeden, der sie «christlich nutzen» will, nicht von vornherein tabu: ist sie in den Zusammenhang christlicher Sozialkritik integrierbar, besteht kein Grund, ihre «fremde» Herkunft oder konträre Motivation wichtiger als die von ihr selbst intendierte Sozialkritik zu nehmen.

Was ist marxistisch und was nicht?

Das leicht behende Hinweggehen über Einwände gegen die christliche Interpretation des Filmes «Neun Monate» hatte den Nachteil, dass die ebenso verlockende Anfrage an diesen Film «marxistisch-sozialistische Botschaft in diesem sozialkritischen Film» kaum ins Blickfeld geriet. Dabei wäre gerade dieser Ansatz äusserst fruchtbar gewesen, um nun den folgenden Film, nämlich Paolo und Vittorio Taviani «Padre Padrone» besser in den Griff zu bekommen. Die beiden Tagungsleiter kamen diesem Bedürfnis insofern entgegen, als sie hier in träfen und engagierten Kurzreferaten Handhabe boten. Urs Jäggi, Redaktor der ökumenischen Zeitschrift ZOOM/Filmberater, sprach über die formalen Aspekte dieses Films, Pfarrer Dölf Rindlisbacher, der sich im letzten Moment von seinem bereits vervielfältigten Manuskript «Theologische Ansätze» distanzierte, präsentierte theologische Überlegungen zu «Padre Padrone». In deutlicher Anspielung an Martin Schlappners Interpretation des Films in der NZZ vom 2. 12. 1977 unter dem Titel «Der Aufstand des Sohnes als Klassenkampf» und an die KP-Mitgliedschaft der beiden Brüder und Regisseure Taviani wurde nun ein Stichwort vorgelegt, das seinerseits in der Diskussion nicht ganz zu überzeugen vermochte: Padre Padrone — ein «marxistisches Epos».

Eine Grundsatzdiskussion zum Thema Marxismus bzw. domestizierter Eurokommunismus in Italien hätte hier weitergeholfen, wäre aber auch schon rein zeitlich kaum mehr leistbar gewesen. Dennoch hat «Padre Padrone» nun gegenüber dem vorausgehenden Film einen klaren Kontrast gesetzt: War man sich in der Beurteilung von «Neun Monate» noch uneinig über die «christliche Botschaft» in diesem sozialkritischen Film, so offenbarte «Padre Padrone» doch eine ganze Menge Sozialkritik an vielem, was hier als ziemlich zeitgebundene

50 Jahre OCIC

Aus Anlass des 50jährigen Bestehens der internationalen katholischen Filmorganisation OCIC, die im April 1928 in La Haye (Holland) gegründet wurde, findet im Herbst dieses Jahres, am 3. November, in der Geburtsstadt ein Festakt statt. Dabei wird der diesjährige Preisträger in Cannes (erster Preis der internationalen und der ökumenischen Jury) Ermanno Olmi anhand von Auszügen seines Films «L'Albero degli Zoccoli» über seine Auffassung von Kino referieren und auf Fragen aus dem Publikum Antwort geben. Im Anschluss daran tagt das Führungsgremium der Organisation (Comité directeur), der heute nationale Film- und AV-Stellen aus 68 Ländern und 8 internationale Organisationen, die sich mit Medienfragen befassen, angeschlossen sind.

«christliche Botschaft» miteingeflossen war. Ob der Film selbst jedoch als marxistisch bezeichnet werden kann, bleibe dahingestellt. Indizien in dieser Richtung gibt es (z. B. die innere Dialektik oder Bildung als Befreiung usw.), aber diese selbst sind in sich polyvalent und darum auch in bezug auf den ganzen Film nicht schlüssig.

All diesen unausdiskutierten Problemen zum Trotz hat nun aber die Tagung dennoch einen reichen Ertrag gezeitigt.

Sozialkritik als Herausforderung für Christen

In einem abschliessenden Überblick über die Tagung versuchte Pfarrer Paul Frehner, Zürich, unter freiem Miteinbezug der Gruppenberichte, aufzuzeigen, was der sozialkritische Film im Gesamtzusammenhang der evangelischen Botschaft zu bedeuten hat und zu leisten vermag. Nachdem der Referent vorerst auf die gedankliche Nähe biblischer Themen wie Auszug, Weiterschreiten, Erneuerung, Wiedergeburt, Befreiung von Mächten und Zwängen usw. zu sozialkritischer Veränderung hingewiesen hatte, formulierte er einige Thesen, die hier freilich nur gekürzt wiedergegeben werden können.

1. «In allen gesehenen und besprochenen sozialkritischen Filmen», sagte Pfr. Paul Frehner, «ist das Element der notwendigen Veränderung, des Aufbruchs deutlich geworden, der Erneuerung im gesellschaftlichen Bereich, des Durchbruchs durch den Menschen vergewaltigende

Zwänge, wie auch der Veränderung auf der Ebene der Begegnung einzelner Menschen und der Befreiung von ganz persönlichen inneren Bindungen. Das alles ist aber nicht deutlich geworden als klar aufgezeigte Lösung, nicht als immer erfolgter Durchbruch, sondern in Ansätzen, in Anstössen, in menschlich ergreifenden Situationen, gleichsam im menschlichen Aufschrei nach echter Erneuerung.»

2. Sich gegen jede unbedachte «christliche Vereinnahmung» wehrend, betonte der Referent jedoch: «Es ist erstaunlich, in welchem Mass uns sozialkritische Filme sehend machen können, für das, was im Evangelium Jesu Christi unter Gebundenheit zu verstehen ist. Wenn wir diese Funktion des sozialkritischen Films ernstnehmen, dann vereinnahmen wir ihn nicht in billiger Weise, sondern lassen ihn zu einer bedeutsamen und hilfreichen Funktion für das Verständnis des Menschen und der Befreiung des Menschen von den Zwängen in und um uns durch die Botschaft Jesu Christi werden.»

3. «Evangelium bedeutet Befreiung, und zwar nicht Befreiung in ein Nichts hinein, sondern Befreiung zur Selbstfindung des Menschen und zu echter Partnerschaft, der Partnerschaft, die keine falsche und billige Gleichschaltung bedeutet, sondern Menschen zu dem werden lässt, was sie sein sollen und sein dürfen. Jede säkularisierte Befreiung, wie sie uns in den sozialkritischen Filmen begegnet, ist ein Abbild der Freiheit, die durch Jesus Christus, durch das Kreuz Christi Wirklichkeit geworden ist.» In diesem Sinne könne der sozialkritische Film uns aber auch die Augen öffnen für die besonderen Bindungen und Zwänge, denen die Kirchen unterworfen seien.

4. «Die sozialkritischen Filme können uns Christen den Dienst leisten, zu einem eigenen verantwortlichen Handeln zu kommen. Dabei ist der Unterschied zwischen dem Evangelium und den meisten sozialkritischen Filmen zu erkennen, der darin besteht, dass die meisten dieser Filme von einer bestimmten Ideologie geleitet sind. Evangelium aber widersetzt sich aller Ideologiebildung und bleibt offen für die echte Menschlichkeit, die den Menschen wirklich befreien möchte, befreien auch von irgendwelcher Ideologie und damit von neuen Zwängen. Auch dafür kann uns der sozialkritische Film die Augen öffnen.» Soweit die Hauptgedanken der vorgetragenen Thesen.

Am Schluss dieser Übersicht und der Tagung blieben einige offene Fragen: Welche Filme sind heute bei uns nötig, um zu neuen Aufbrüchen zu kommen, zu Veränderungen der gesellschaftlichen

Strukturen, zu Erneuerungen menschlicher Beziehungen, zu Befreiung von unter uns bestehenden Mächten und Zwängen? Es blieb zurück aber auch die geschlossene Überzeugung: Der Film trägt Möglichkeiten in sich, uns Menschen Situationen bewusst zu machen, uns im Sinne echter Selbsterkenntnis Klarheit zu geben, wie es sonst kein Medium zu tun vermag.

Werner Zurfluh

Kirchenkampf auf Malta

«Wenn es eine menschliche Persönlichkeit gibt, die ich wirklich bewundere, nicht aus Angst vor der Hölle, sondern einfach aus Respekt vor ihrer historischen Grösse, so ist das Christus. Doch was haben die Jünger Christi in all diesen Jahrhunderten getan? Haben sie uns irgendeinen spirituellen Fortschritt gebracht? Nein, nichts als Furcht, Obskurantismus und Verlogenheit!» Diese verführerischen Worte sind erst diesen Sommer unter der hohen Kuppel des maltesischen Parlaments in der Inselhauptstadt La Valletta gefallen. Der Sprecher war kein Geringerer als Dominic Mintoff, Führer der sozialistischen Malta-Labour-Party und seit 1971 Regierungschef in der einstigen Hochburg des Souveränen Malteserordens. Wegen seiner Freundschaft mit Libyens exzentrischem Muamar al-Gaddafi in politischen Kreisen schon seit langem suspekt, verstand sich Dom Mintoff als «roter Katholik» mit einer ausgesprochen wohlwollenden Kirchenpolitik doch bis heute die Sympathien der maltesischen Bischöfe, Geistlichen und kirchlich gesinnten Laien und damit auch bei den Wahlen von 1976 die für eine zweite Parlamentsmehrheit erforderlichen Wählerstimmen zu sichern. Das gelang ihm um so leichter, als die konservative Oppositionspartei der «Nationalisten» und ihre liberalen Verbündeten mit einer eher antiklerikalen Vergangenheit belastet waren.

Nun hat Dom Mintoff aber sein wahres Gesicht gezeigt. Parallel zu einem neuerlichen Staatsbesuch Gaddafis, der als Festredner auf einer Parteiversammlung der «Laburisten» den arabischen Charakter Malts unterstrich und die katholische Kirche bei Einweihung einer von ihm gestifteten Moschee als «geistige und soziale Unterdrückerin der Malteser» attackierte, eröffnete auch der Regierungschef seinen Kirchenkampf. Auftakt dafür ein neues Bildungsgesetz, das die traditionsreiche Theologische Fakultät von Malta von der Universität verweist. Mit Verabschiedung dieses Gesetzes durch eine knappe Parlamentsmehrheit der 33 sozialistischen gegen

die 29 oppositionellen Abgeordneten ist es ab diesem Juli 1978 Privatsache der Erzdiözese Malta und ihres Suffraganbistums Gozo geworden, für die Ausbildung ihrer Priester zu sorgen und — zu zahlen. Dabei war die ganze Universität von La Valletta-Msida, «The Royal University of Malta», von ihrer Gründung durch die Malteser im Jahre 1769 bis zur jüngsten Unabhängigkeit der Inselgruppe aus kirchlichen Mitteln getragen worden.

Zum Dank dafür hat Dom Mintoff den Theologen jetzt die Tür gewiesen. Nicht gerechnet haben die roten Genossen von Malta allerdings mit der Solidarität von Studenten aller Studienrichtungen ihren Kollegen im Talar gegenüber: Sie sammelten in der ersten Juliwoche nicht weniger als 34 344 Unterschriften für ein Volksbegehren zur Wiedereingliederung der Theologischen Fakultät in die Universität von Malta. Der zuständige sozialistische Vorsitzende der Parlamentskommission für Bildungsfragen, Dr. Camilleri, hat die Entgegennahme des Antrages jedoch prompt unter Hinweis auf die Parlamentarische Mehrheit seiner Arbeiterpartei zurückgewiesen. Jetzt liegt die Unterschriftenliste aber

beim konservativen Oppositionsführer Fenech Adami. Und es dürfte für Dom Mintoff spätestens in der Herbstsession ein Nachspiel zu seinem ersten Auftreten als «Kulturkämpfer» geben.

Inzwischen beschränkt der Ministerpräsident seine Kirchenfeindlichkeit aber nicht nur auf die Priesterausbildung, er attackiert den Klerus als solchen. Vorbei sind die Zeiten, wo man nur sein Parteiblatt «Torca» (Fackel) aufschlagen musste, um sich über Gottesdienstzeiten und letzte Veränderungen in der maltesischen Pfarrgeistlichkeit zu informieren. In der anfangs zitierten kirchenkämpferischen Parlamentsrede vom 26. Juni, führte Dom Mintoff wörtlich weiter aus: «Viele werden Priester, nicht um Christus nachzufolgen, sondern um Geld zu scheffeln. Das kann unsere sozialistische Gesellschaft nicht länger dulden!» — Was wird also sein nächster Schlag gegen die Kirche sein? Man fürchtet auf Malta hohe «Priestersteuern» und Zwangsenteignung von Kirchenbesitz. Gaddafi kann mit seinem Musterschüler zufrieden sein!

Heinz Gstrein

Herz-Jesu-Fest), ausgehend von der grossen Auswahl des neuen Lektionars. Diesen Modellen geht eine Zusammenstellung (reiches Angebot) einzelner Elemente des Gottesdienstes voran, zum Beispiel Antwortpsalmen, auf die grosses Gewicht gelegt wird, Kyrielitaneien, ausgezeichnete Hinführung zu den Lesungen usw. Am meisten Überraschung bietet das 7. Kapitel, in dem Vorschläge für die Herz-Jesu-Freitage von 1977–1999 gemacht werden, unter Berücksichtigung der konkreten Konstellation innerhalb des Kirchenjahres. Sehr wertvoll sind die Modelle für Herz-Jesu-Andachten (Vesper, Kreuzweg, Andacht von den fünf Wunden, Heilige Stunde usw.). Am Schluss des Buches findet man schöne Beispiele aus dem Gebetsschatz der Tradition (Gebete von Thomas Morus, Anselm, Gertrud d. Gr., Weihgebete usw.).

Sehr geglückt ist, wie der Autor die Herz-Jesu-Freitage mit den Formularen der grossen liturgischen Zeiten (etwa Fastenzeit) zu verbinden weiss, ohne letzteren Gewalt anzutun. Dieses Buch führt zu einem besseren Verständnis der Herz-Jesu-Verehrung und dürfte manchem Seelsorger, Prediger und Katecheten aus der Verlegenheit helfen.

Neue Bücher

Neubelebung kirchlich-liturgischen Brauchtums

Verständlicherweise bemüht sich die erste Phase der Liturgiereform um das Wesen der Liturgie. Gewisse Frömmigkeitsformen und Bräuche sind damit etwas in den Hintergrund geraten.

Herz-Jesu-Freitag

Es ist erstaunlich, wie lebendig in vielen Pfarreien und Klöstern der Herz-Jesu-Freitag geblieben ist. An gewissen Orten hält man so treu an diesem Brauch fest, dass man sogar in liturgisch hochwertigen Zeiten (Osterzeit, Fastenzeit usw.) das Formular der Herz-Jesu-Messe wählt. Vielen ist allerdings der Zugang zu dieser Spiritualität erschwert oder gar verunmöglicht. Man denke nur an den Kitsch der Devotionalien in diesem Bereich. Umso erstaunlicher, dass Josef Seuffert, bekannt als Herausgeber der Reihe «Hilfen für den Gottesdienst» und als Autor vieler liturgischer Publikationen, in seinem neuesten Buch zeigt, wie die Herz-Jesu-Verehrung den Kern christlicher Offenbarung und Frömmigkeit trifft und dementsprechend

Hilfen und Modelle für eine Neubelebung dieser Frömmigkeitsform anbietet.¹

Drei Komponenten prägen nach ihm die Herz-Jesu-Verehrung: 1. Die Offenbarung der unendlichen Liebe Gottes, bereits im AT, vor allem aber in Jesus Christus, in dem die Güte und Menschenliebe Gottes sichtbar erschienen ist. Symbol für diese Liebe ist das Herz, welches nach biblischem Verständnis die Personmitte bedeutet. 2. Die Liebe zu Jesus Christus, wie auch wir von ihm in der Liebe des Vaters geliebt sind. 3. Das Überströmen dieser Liebe auf unsere Nächsten (dabei auch Sühnegedanke). J. Seuffert fasst es so zusammen: «Herz-Jesu-Frömmigkeit ist der Versuch, Christ zu sein, wie es der Offenbarung in Jesu entspricht» (8). Mit dem Brauch des Herz-Jesu-Freitags kann diese Frömmigkeit im Gemeindeleben wieder verankert werden; diesem Ziel möchte das vorliegende Werkbuch auch dienen. Des weiteren könnte der Herz-Jesu-Freitag das oft vergessene Freitagsgelübde wieder beleben und mit verschiedenen Aktionen in Verbindung gebracht werden.

Im Zentrum des Herz-Jesu-Gottesdienstes sollte natürlich die Eucharistiefeier stehen, ohne aber verschiedene Formen der Andacht zu verdrängen. Das Buch enthält zur Hauptsache 26 konkrete Vorschläge für die Eucharistiefeier (16 allgemein, 7 für österliche Busszeit und 3 zum

Quatember

Eine ähnliche Bemühung zur Verlebendigung eines sehr alten liturgisch-kirchlichen Brauches geht von G. Langgärtner aus.² Es handelt sich dabei um die Feier der Quatember (Vier-Zeiten-Feier), die vielerorts ganz in Vergessenheit geraten sind, so dass viele gar nicht mehr wissen, was das ist. Die Liturgiereform hat aber die Quatembertage keineswegs abgeschafft und überliess ihre Regelung den Bischofskonferenzen. Die Schweizerische Bischofskonferenz hat dazu keine bestimmten Tage oder Wochen festgelegt, empfiehlt aber für Bussgottesdienste oder andere Formen vier Zeitpunkte: Advent, Fastenzeit, vor Pfingsten oder Sommerferien, Herbst vor dem Betttag oder zu Schulbeginn. Genauere Bestimmungen erliess die Deutsche und Österreichische Bischofskonferenz (diese sogar mit konkreten Themenvorschlägen). Allen diesen Desiderata trägt der Verfasser in diesem Buch Rechnung.

Für ihn ist die Feier der Quatember eine nicht zu unterschätzende Hilfe zur *geistlichen Erneuerung der Gemeinde*, was übrigens Umfragen in einzelnen Ländern nur

¹ J. Seuffert, Der Herz-Jesu-Freitag. Modelle für Messfeiern und Andachten, Don Bosco Verlag, München 1977, 156 S.

² G. Langgärtner, Erneuerung der Quatember. Anliegen, Modelle, Aktionen, Seelsorge Verlag Echter, Würzburg 1976, 113 S.

bestätigen. Eigentlich wären die Themen, die momentan so viele Jahressonntage belegen (die sogenannten Zwecksonntage), Hauptanliegen der Quatemberwochen. Die Wiedereinführung der Quatember wäre eine echte Chance, die Jahressonntage zu entlasten und die Zwecksonntage abzubauen, die ja eine «Entfremdung» des Sonntags bedeuten. Schon immer wurden pastorale Anliegen mit den Quatembertagen in Verbindung gebracht. Hochinteressant ist deshalb die Geschichte der Quatember, die der Verfasser in einem eigenen Kapitel aufzeigt (schon im 3. Jahrhundert bezeugt) und mit Predigten des Papstes Leo d. Gr. belegt und veranschaulicht (eine Fundgrube für Predigten).

In die Feier der Quatember gehören etwa folgende Anliegen und Themen: Umkehr und Busse, Taufgedächtnis, Gebet, Nächstenliebe, Geistliche Berufe, Hören auf das Wort Gottes, Bemühen um den Frieden, Ortskirche-Weltkirche, Arbeit und Verantwortung in der Gemeinde, auch grosse Aktionen (Fastenopfer, Caritas usw.). Die jeweils 4 Wortgottesdienste zu

den vier Quatemberterminen kreisen um die genannten Themen. Der Autor zeigt auch mit dem Modell einer Predigt und eines Pfarrbriefes, wie man die Gemeinde zur Feier einladen und die Quatembertage aktualisieren kann. Manche der in diesem Buch vorgesehenen Anliegen können auch ausserhalb der Quatember aufgegriffen werden. Schade ist, dass das Motiv des Erntedanks nicht berücksichtigt wurde, zumal der Autor stark betont, dass die Quatembertage ihre Wurzeln in den römischen (und jüdischen) Erntefeiern haben.

Die Quatember umschliessen auch noch ein anthropologisches Moment: die Beachtung des Rhythmus im Jahreslauf und der Verbindung des Menschen mit ihm hilft, unseren Glauben im konkreten Leben zu verwirklichen, und erinnert uns im Alltag an unsere Aufgaben als Christen.

Die sehr beachtenswerten Bücher von J. Seuffert und G. Langgärtner könnten den Gemeinden helfen, sich zu erneuern und unaufgebbare kirchliche Bräuche aus dem Ursprung und für unsere Zeit zu verlebendigen. *Alberich Altermatt*

— *Wicki Hans* als Pfarrhelfer in Bürglen UR;
 — *Herger Franz-Xaver* als Pastoralassistent in Affoltern a. A.;
 — *Hrdina-Formann Karl-Jan* als Pastoralassistent in Effretikon;
 — *Schildknecht Sr. Alix* als Pastoralassistentin in Goldau;
 — *Taraj Jan* als Pastoralassistent in der Pfarrei Maria Lourdes, Zürich;
 — *Tresch-Philipp Bruno* als Pastoralassistent in Altdorf;
 — *Zemp-Padeste Niklaus* als Mitarbeiter in der Telefonseelsorge Zürich.

— *Dr. Marie Louise Gubler* erhielt die Beauftragung als Pastoralassistentin mit überpfarreilichen Aufgaben (Ausbildungskurse) im Raume Zürich.

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach ernannte am 31. Juli 1978

P. Reto Camenisch OFMCap., bisher Pfarrer in Realp, zum Pfarrer von Paradisla mit Wohnsitz in Seewis i. Pr;

P. Bruno Keller OFMCap. zum Pfarrer von Landquart. Amtsantritt: 20. August 1978;

P. Paul Meier OFMCap. zum Vikar in Landquart;

P. Dr. Hubert Merki OSB zum Pfarrvikar von Euthal. Amtsantritt: 15. August 1978;

P. Florin Reichmuth OFMCap., bisher Vikar in Landquart, zum Pfarrer von Realp und Provisor von Hospental;

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Verein Werk Maria

In Nr. 10 der Schweizerischen Kirchenzeitung haben wir mitgeteilt, dass für die Geldsammlung des «Vereins Werk Maria» zur Herstellung eines Marienfilms keine Bischöfliche Empfehlung gegeben worden ist. In Nr. 28–29 vom 14. Juli 1977 wurde ausführlich die Problematik des Unternehmens dargestellt. Gegenwärtig läuft gegen den verantwortlichen Präsidenten des Vereins ein Strafverfahren wegen ungetreuer Geschäftsführung.

Wir bitten, in geeigneter Weise die Gläubigen in den Pfarreien aufmerksam zu machen, dass Einzahlungen auf das Vereinskonto unbedingt unterlassen werden sollen.

*Bischöfliche Ordinariate
 Basel, Chur und St. Gallen
 31. Juli 1978*

Bistum Basel

Im Herrn verschieden

Michel Bandelier, Pfarrer, Courgenay
 Michel Bandelier wurde am 19. Okto-

ber 1934 in Courtedoux geboren und am 29. Juni 1961 zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Biel, Br. Klaus (1961–64), Moutier (1964–67) und Delémont (1967–71) sowie als Pfarrer von Courgenay (seit 1971). Er starb am 16. Juli 1978 und wurde am 18. Juli 1978 in Courgenay beerdigt.

Bistum Chur

Ausschreibungen

Der bisherige Pfarrer von Dietlikon, Alois Schlecht, sah sich aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, seine Stelle aufzugeben. Die Pfarrei *Dietlikon ZH* wird deshalb zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich bis zum 31. August 1978 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Ernennungen

Von den Absolventen des Pastoraljahres haben ihre definitive Bestimmung erhalten:

- *Casutt Urs* als Kaplan von Stans;
- *Cavelli Alfred* als Vikar in Domat/Ems;
- *Durrer Toni* als Vikar in Küsnacht SZ;
- *Hürlimann Josef* als Vikar in Uster;

Im Herrn verschieden

Walter Keller, Professor am Kollegium Karl Borromäus, Altdorf

Walter Keller wurde 1920 in Oberbüren (SG) geboren und erhielt als Mitglied der Augustiner Chorherren in St. Maurice am 21. Dezember 1947 die Priesterweihe. Seit seiner Inkardination in unser Bistum im Jahre 1958 wirkte er als Professor am Kollegium Karl Borromäus in Altdorf. Er starb am 20. Juli 1978 und wurde am 24. Juli 1978 in Altdorf beerdigt. R. I. P.

Friedrich Hügler, Pfarresignat in Zürich-Witikon. Friedrich Hügler wurde am 2. August 1911 geboren und am 5. Juli 1936 zum Priester geweiht. Vikar in der Pfarrei Bruder Klaus in Zürich von 1936–1944; Vikar in der Pfarrei St. Josef, Zürich, von 1944–1950; Pfarrer in Kilchberg von 1950–1956. 1956 Pfarresignat in Zürich-Witikon. Gestorben am 28. Juli 1978, Beerdigung am 2. August 1978 in Dübendorf. R. I. P.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Im Herrn verschieden

Domherr Georges Barras, heimatberechtigt in Châtel-sur-Montsalvens, ist am 6. Juli 1913 geboren. Am 24. Juni 1939 wurde er zum Priester geweiht. Er wirkte zuerst in Frankreich: als Vikar in Tovey (1934 bis 1943), als Pfarrer in Chichée (1943 bis 1949), dann als Pfarrer und Dekan in Vermenton, gleichzeitig als Diözesanpräses der Pfadfinderinnen (1949 bis 1962). 1962 wurde er Ehrendomherr der Kathedrale von Sens. Er wirkte in Frankreich noch als Pfarrer und Dekan in Ville-neuve (1962 bis 1964), dann als Spitalgeistlicher und Diözesanpräses verschiedener Bewegungen. Seit 1969 wirkte er als Pfarrer von Billens und zugleich von Villara-boud (Kt. Freiburg). Er starb in Billens am 12. Juli 1978 und wurde am 15. Juli dasselbst bestattet.

Abbé Roger Ballaman, heimatberechtigt in Vallon und Wallenried, ist am 1. Juli 1901 in Vallon geboren. Am 12. Juli 1925 wurde er in Freiburg zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Bulle (1925 bis 1928) und als Pfarrer von Belfaux (1928 bis 1974). Seither lebte er als Resignat in Belfaux. Er starb am 13. Juli 1978 in Freiburg und wurde am 16. Juli 1978 dort begraben.

Bistum Sitten

Ernennungen des Jahres 1978 in der Diözese Sitten

S.E. Mgr. Heinrich Schwery hat folgende Ernennungen für das Oberwallis vorgenommen:

Albrecht Josef, Pfarrer von Münster und Dekan von Ernen, zum Pfarrer von Täsch;

Burgener Alfons, Pfarrer von Oberwald und Obergesteln, zum Pfarrer von Randa;

Furrer Alexander, CRB, Vikar in Mörel, zum Pfarrer in Blatten/Lötschen; Imhof Eduard, Pfarrer von Täsch, zum Pfarrer von Zermatt;

Im seng Herbert, Pfarrer von Randa, zum Pfarrer von Binn;

Lehner Edmund, Pfarrer von Zermatt, zum Pfarrer der Herz-Jesu-Pfarrei in Brig-Glis;

Michlig Thomas, Vikar in Grächen, zum Vikar in Glis;

Stupf Walter, Pfarrer der Herz-Jesu-Pfarrei in Brig-Glis, zum Pfarrer von Oberwald/Obergesteln;

Zimmermann Eugen, Vikar in Glis, zum Pfarrer von Münster-Geschinen.

Aus der Pfarreiseelsorge ausgeschieden sind:

Michlig Josef, SMB, Pfarrerverweser von Binn;

Zurbruggen Adolf, Pfarrer von Blatten/Lötschen.

Hinweise

Tagung

Oekumene im Spital

Montag, den 3. September 1978, Beginn 09.00 Uhr, Schluss 16.15 Uhr, im Priesterseminar Adligenswilerstrasse 15, Luzern.

Referenten: Vormittag: Prof. Dr. Stirnimann und Pfr. K. Schmid.

Nachmittag: Konkrete Oekumene im Spitaldienst: wie sieht sie aus, wo erfahren wir Schwierigkeiten.

Da diese Fragen auch jene Seelsorger betrifft, die in ihrem Pfarregebiet Spitälern und Krankenheime betreuen, laden wir diese alle herzlich zu dieser Tagung ein!

Tagungskosten: inkl. Mittagessen Fr. 20.-. Ohne Mittagessen Fr. 10.-.

Anmeldung: an P. Ursmar Wunderlin, Kantonsspital, 8400 Winterthur.

Neue Bücher

Grenzen erfahren

Die an der Theologischen Hochschule Chur «Pädagogische Psychologie» lehrende Psychologin Margrit Erni greift in ihrem neuesten Buch «Grenzen erfahren»¹ ein allzeit aktuelles Problem jeden Lebens auf: die vielfach leidvolle Erfahrung von Grenzen aller Art, seien sie nun von aussen, durch die mitmenschliche Umwelt, durch Kultur oder Natur aufgezwungen, seien sie selbstgesetzt. Es ist erstaunlich, in welcher Fülle das Leben hier unter dem Aspekt «Grenze» in den Blick kommt.

Auf immer neue Weise sucht die Verfasserin zu zeigen, wie Grenzerfahrungen nicht nur ein Übel, sondern auch Chancen der Reifung sein können: «Der Schrecken der Grenze ist aber nicht das Letzte. Hinter der Grenze geschieht Wandlung. Für den, der sie sucht» (S. 22). Einen Beitrag zur positiven Bewältigung der Grenzen möchte die Verfasserin leisten. Sie tut es nüchtern, realistisch, von Ansätzen verschiedener psychologischer Schulen her und gleichzeitig immer auch getragen von einer starken Hoffnung, die ihre christliche Herkunft nicht verleugnet. Dass dabei auch Grenzerfahrungen der Glaubenden oder vermeintlich «Frommen» zur Sprache kommen, sei am Rande vermerkt.

¹ Margrit Erni, Grenzen erfahren, Walter Verlag, Olten 1978, 174 S.

Die nächste Ausgabe der Schweizerischen Kirchenzeitung erscheint als dritte und letzte Feriendoppelnummer am 17. August (Nr. 33-34); dementsprechend entfallen noch die Ausgaben vom 10. August und 24. August.

Das Kloster Notkersegg, das 1381 gegründet wurde, ist eine Kommunität von 28 Schwestern, denen Sr. M. Gertrud Harder als Frau Mutter vorsteht. Die Schwestern besorgen für etwa 38 Kirchen und Kapellen in- und ausserhalb St. Gallen die Kirchenwäsche, arbeiten in der Kräpflibäckerei und betätigen sich seit einigen Jahren auch wieder kunstgewerblich durch Anfertigung von Wachsreliefs und Wachschriftkindlein aus alten Formen.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

P. Alberich Altermatt OCist, Abtei Hauterive, 1725 Posieux
Dr. August Berz, Regens, Salesianum, 1700 Freiburg
Giuseppe Bonanomi, Bischöflicher Kanzler, Borghetto 6, 6901 Lugano
Dr. Paul Josef Cordes, Weihbischof, Domplatz 20, D-4790 Paderborn
Dr. Heinz Gstrein, 8 Via del Sole A3, Marina di San Nicola, I-00055 Ladispoli (Rom)
Dr. Hans Halter, Professor, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur
P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 86, 8001 Zürich
Kurt Koch, dipl. theol., Assistent, Adligenswilerstrasse 15, 6006 Luzern
Werner Zurfluh, Publizistischer Mitarbeiter ARF, Bederstrasse 76, 8002 Zürich

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten
Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Insetate

Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 52.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 62.—; übrige Länder: Fr. 62.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.50 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Wie also kann man Grenzerfahrungen fruchtbar «verkräften»? Indem man zuerst einmal lernt, Grenzen zu sehen und sie zu akzeptieren, ohne dabei gleich zu resignieren. Es gilt immer auch, Möglichkeiten wahrzunehmen, Grenzen zu variieren, auszuweiten und sie dann und wann auch mutig zu überschreiten. Es gilt manchmal allerdings auch, sich selbst Grenzen zu setzen, um nicht in fataler Weise sich selbst und andere zu ruinieren.

Grenzen haben einen ambivalenten, mehrdeutigen Charakter: sie können uns einschnüren oder schützen, sie bringen uns schmerzlich unsere Endlichkeit zum Bewusstsein und weisen doch über sich selbst hinaus. Überdeutlich wird solche Ambivalenz etwa im Blick auf die einerseits hoch eingestufte, andererseits vielgeschmähte «Leistung», worüber die Verfasserin viel Wertvolles (und Gelehrtes) zu sagen weiss. Das gilt auch vom folgenden Kapitel «Liebe und Grenze»: «Keine andere Grenze empfinden wir Menschen so schmerzlich wie die der Liebe gesetzte... Weil Liebe ein totales Engagement ist, führt das Erlebnis von Grenzen zu tiefster Erschütterung» (S. 96). Aber damit ist noch nicht alles gesagt: «Und doch scheint die Liebe – will sie zur Reife kommen – der Erschütterungen zu bedürfen. Grenzen sind nicht nur Verhängnis, sie sind auch Anruf...» (S. 97).

Von hohem Interesse – neben der Betonung der Wichtigkeit einer gesunden Selbstliebe, die von einer Moral der Selbstlosigkeit nicht verteu-

felt werden sollte – sind die Ausführungen über die schicksalhaften Grenzen im Verhältnis von Eltern und Kind, worin die Auswirkungen eines positiven oder negativen Mutter- oder Vaterbildes auf die Kinder aufgezeigt werden. Wie notwendig selbst gesetzte Grenzen sein können, wird im Blick auf Ehe und Partnerschaft zur Sprache gebracht. Hier werden psychologische Erkenntnisse, in leicht fasslicher Sprache vermittelt, zu echter Lebenshilfe. Doch ist sich die Verfasserin bewusst, dass auch die Psychologie ihre Grenzen hat, was vor den Ausführungen über «Typen der Grenzbewältigung» ausdrücklich angemerkt wird. Zwar wird sich jeder Leser da und dort in den Typologien eines Jung oder Szondi und anderer erkennen können und sich dann und wann etwas hinter die Ohren schreiben, die Möglichkeiten der Grenzbewältigung nach den verschiedenen Typologien sind aber hier wohl zu kurz angedeutet, als dass man damit selbständig seinen eigenen Weg der Grenzbewältigung besser finden könnte. Wie heisst es doch auf Seite 144: «Der «offene Mensch» kann durch allzuviel Möglichkeit erkranken...»

Der Schluss des Buches: «Die Grenze im Märchen» ist eine originelle und reizvolle Abrundung des ganzen Bändchens, das man allen als Lektüre empfehlen möchte, denen daran liegt, durch eine von der Psychologie her vertiefte Menschenkenntnis die eigenen Grenzen und die der Mitmenschen besser bewältigen zu können.

Hans Halter

Fortbildungs- Angebote

Priesterexerzitien

Termin: 28. August (10.00 Uhr) bis 31. August (16.00 Uhr).

Ort: St. Jodernheim, Visp.

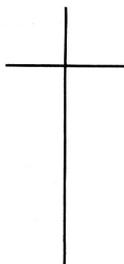
Zielgruppe: Priester, Seelsorger, Laien-theologen, Katecheten, Ordensleute sowie Mitarbeiter im kirchlichen Dienst.

Kursziel und -inhalte: Thema: «Ich weiss, wem ich glaube». Grundzüge apostolischer Spiritualität im Lichte der Paulusbriefe. Paulus ist nicht nur der erste «Theologe» der jungen Kirche. Seine Briefe sind auch existentielles Zeugnis einer apostolischen Spiritualität. Sein Wort an die Gemeinde von Korinth gilt darum auch uns: «Nehmt mich zum Vorbild, wie ich in Christi Nachfolge stehe» (Kor 11,1).

Die Teilnehmer sind gebeten, für das gemeinsame Breviergebet das «Neue Stundenbuch» sowie für die Konzelebration Albe und Stola mitzubringen.

Leitung: P. Josef Stierli SJ, Bad Schönbrenn.

Auskunft und Anmeldung: Bildungshaus St. Jodernheim, 3930 Visp, Telefon 028 - 46 44 74.



Über sein Leben schrieb er:

«Immer habe ich gesucht, getastet, gezweifelt,
angestrengt ausgeschaut im dichten Nebel,
in der fallenden Dunkelheit.
ER ABER HAT MICH GESEHEN.»

Es ist uns eine schmerzliche Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass

Mgr. Dr. Leo Kunz, alt Seminardirektor

am Sonntag an seinem Ferienort Kreta ertrunken ist. Er wurde uns in seinem 66. Lebensjahr entrissen.

Zug, 1. August 1978

In tiefer Trauer und Dankbarkeit:

Sr. M. Augustina Kunz, Zug

Elisabeth Kunz, Zug

Kollegium St. Michael, Zug

Lehrerseminar St. Michael, Zug

Priesterkapitel, Zug

Beerdigungsgottesdienst in der Pfarrkirche St. Michael, Zug: Montag, den 7. August 1978, 14.00 Uhr, anschliessend Beerdigung.

Das Lehrerseminar St. Michael gedenkt in einem zweiten Gedächtnis des Verstorbenen am 7. September, 10.30 Uhr in der Pfarrkirche St. Michael, Zug.

(Wegen der Feriensituation und des sehr grossen Bekanntenkreises bitten wir alle um Entschuldigung, die keine persönliche Todesanzeige erhalten.)

Pfarrei «St. Anton», 6373 Ennetbürgen

Wir suchen wenn möglich auf 21. August 1978 (Schulbeginn) oder nach Übereinkunft

eine Aushilfe in Katechese für ein Jahr

Als Bewerber kommt in Frage:

- 1 ausgebildeter Katechet;
- 1 angehender Katechet,
der sich im Studium befindet;
- 1 Praktikant in Katechese.

Die zu unterrichtenden Klassen sind:

2 vierte und 2 fünfte Klassen à 2 Lektionen pro Woche, Wochenpensum 8 Std.
Falls der Bewerber ein kleineres Wochenpensum wünscht, kann dies maximal auf 4 Stunden pro Woche reduziert werden.

Ihre Bewerbung nimmt gerne entgegen: Herr Pfarrer Anton Kälin, Buochserstrasse 6, 6373 Ennetbürgen, Telefon 041 - 64 11 78, oder Kirchenratspräsident Walter Mathis, Kleinbiel, 6373 Ennetbürgen, Telefon 041 - 64 31 57.

Dominikushaus für Betagte und Pflegebedürftige, 4125 Riehen bei Basel, 80 Insassen (Männer und Frauen, davon ca. 50 Katholiken), sucht

Hausgeistlichen

für die tägliche Eucharistiefier in der Hauskapelle; Sonntagspredigt; individuelle religiöse Betreuung der Insassen, evtl. auch der Schwesterngemeinschaft.

Wohngelegenheit in gediegenem nachbarlichem Chalet, moderner Komfort, sehr ruhige Lage, Verpflegung im Hause.

Anfragen an: Schwester Oberin Helene Lenz OP, schriftlich oder per Telefon 061 - 67 24 94.

Orgelbau

**Ingeborg Hauser
8722 Kaltbrunn**

Tel. 055 - 75 24 32

privat 055 - 86 31 74
Eugen Hauser

Erstklassige Neubauten, fachgemässe Orgelreparaturen, Umbauten und Stimmungen (mit Garantie).

MRS E TAURUM

- Künstlerische Gestaltung von Kirchenräumen
- Beste Referenzen für stilgerechte Restaurationen
- Feuervergoldung als Garant für höchste Lebensdauer
- Anfertigung aller sakraler Geräte nach individuellen Entwürfen: Gefässe / Leuchter / Tabernakel / Figuren usw.

Kirchengoldschmiede
9500 Wil, Zürcherstr. 35

W. Cadonau + W. Okle
Telefon 073 - 22 37 15

63000

A.Z. 6002 LUZERN

00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.PRIESTERSEM. ST. L.
7000 CHUR

31/32 / 3. 8. 78



**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail
Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.



GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041 - 36 44 00



Johannes B. Lotz
Wider den Unsinn Fr. 22.60
Karton, 160 Seiten

Die Sinnkrise unseres Zeitalters, das bedrückende Bewusstsein, dass dem Menschen der Sinn seines Daseins abhanden gekommen ist, hat verschiedene Ursachen. Sie erkennen heisst sie überwinden.

Zu beziehen durch:
Buchhandlung Raeber AG
Frankenstrasse 9, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 2110 38